



Zur Besinnung

Erhoffte Zukunft (1): Hoffnung als Dienst am Bruder – Horizonte der Vergebung – Für einen Christen ist niemand endgültig verloren – Der totgeredete Gott – Zweifel ist kein Widersacher Gottes – Glaube als «globale Zustimmung» – Ob wir zu Gast bei Herodes waren? – Christliches Trösten oder freundliche Lüge? – Nicht immer ist das Wort Zeugnis – Was ist an Gott unveränderlich?

Wir kommentieren

die Vorbereitung der deutschen Synode: Der wichtigste Beschluß der deutschen Bischofskonferenz in der Nachkriegszeit – Der geistige Hintergrund – Aggiornamento, Vertagung und Heutigwerdung? – Die Berichte der Kommissionen – Die innerkirchliche Öffentlichkeit regt sich – Alle Kräfte und Tendenzen müssen zu Wort kommen – Voraus-

setzung zum Gelingen der Synode: Intensiver Kontakt zur Basis.

das Churer Symposium: Haben die Massenmedien und die öffentliche Meinung das Symposium der Bischöfe überfordert? – Berge von Wünschen, Fragen und Forderungen – Wenn die Privatdetektive geschwiegen hätten – Haben die Bischöfe die Natur der Information unterschätzt und verkannt? – Scheuten sich die Bischöfe, unentschiedene Entschlüsse bekanntzugeben? – Hoffnung auf den zweiten Anlauf.

Wir dokumentieren

Der Priester in einer sich ändernden Welt: Der Dellepoort-Bericht – Ergebnisse einer Umfrage in elf Ländern – Das Priesterbild: vier Feststellungen – Welche Form soll die kirchliche Autorität heute haben? – Der priesterliche Zölibat – Traditionelle Begründungen kommen nicht mehr an – Das Unbehagen ist allgemein –

Verfügbarkeit und Dienstbarkeit – Verschiedene Priestertypen.

Probleme des Klerus in der Kirche: Persönliche Aspekte – Für seine heutige Aufgabe ist der Priester schlecht gerüstet – Mangelnde persönliche Reife – Frustrationen – Die Grundauffassung von der Kirche – Auswirkungen auf den Priester.

Indien

Eine Kirche sucht neue Strukturen: Das Nationale Seminar in Bangalore – Umfassende Vorbereitungen – Initiativen von unten – Der demokratische Charakter des Seminars – Die Bischöfe haben den Anschluß noch erreicht – Die Haltung zu «*Humanae vitae*» – Das Krebsgeschwür der indischen Kirche: die Rivalität der Riten – Ein Abkommen zur Befriedung – Wird aus einer europäisierten eine indische Kirche?

GEIST DER HOFFNUNG

Wer einmal wirklich erfuhr, daß Gott ihn aus einer großen inneren Not gerissen und zum Licht der Freude geführt hat, wem Gott einmal in solcher Stunde einen Bruder geschickt hat, dem er sein seelisches Leid sagen durfte, wer den Kampf kennt, den der Hilflose gegen die Hilfe führt, weil er sich nicht helfen lassen will, und wer dennoch erfuhr, daß ihn sein Bruder im Namen Gottes freisprach, dem vergeht alle Sucht nach Richten und Nachtragen, der will nur eines: Mittragen an der Not des Bruders, dienen, helfen, vergeben, ohne Messen, ohne Bedingung, ohne Ende. In solchen und ähnlichen Erfahrungen entsteht der innerlich-geistige Mensch, dem es erlaubt ist, im Geiste des Bruders neue Horizonte der Vergebung und der Hoffnung zu öffnen, hineinzugehen in die seelische Not des Bruders als Mittragender. Solche «Geistesmenschen» (pneumatikoi) gab es im Christentum von Anfang an. Sie gehören zum Wesensbestandteil der Kirche. In gewissem Sinne ist jeder von uns ein «pneumatikos», denn jeder von uns wird früher oder später dazu berufen, durch die «geistigen Werke der Barmherzigkeit» das innere Leid des Bruders zu lindern und darin Linderung für den eigenen Geist zu erfahren. Welches ist nun die Struktur des dem menschlichen Geist innerlich anhaftenden Leides? Dies erfahren wir genau aus der Struktur unseres Hinberufenseins zur geistigen Not. Erstens:

Du sollst Sünder zurechtweisen. Es ist ein besonders schwerer Dienst, dem Bruder im geeigneten Augenblick zu sagen:

«Wenn du so weitermachst, wirst du an deinem gegenwärtigen Leben einmal zerbrechen!» Zugleich ist es aber ein Dienst an der Hoffnung. Um dies verständlich zu machen, müssen wir weiter ausholen.

Die große Verwirrung der Welt überhaupt und unserer Zeit im besonderen ist es, daß der Mensch nicht mehr zusammenbringen kann, was im Psalm 51 in einem Vers dicht beisammensteht: die Bitte um ein reines Herz und das Verlangen nach einem neuen Geist. Denn – sagt Gerhard Ebeling – «wenn die Christen heute der Welt etwas schulden, so ist dies, wie eh und je, in erster Linie nicht Moral, nicht Weltanschauung, nicht Politik, sondern Glaube, der das Herz reinigt». Der neue, weltumformende Geist entsteht fast von selbst aus dem reinen Herzen. Der Ausdruck «Schaffen» im Urtext («Gott, schaffe mir ein reines Herz und gib mir einen neuen festen Geist» [Ps 51, 12]) wird im Hebräischen allein für das Handeln Gottes gebraucht. Wer also im Bruder ein reines Herz bewirkt, durch den handelt Gott unmittelbar; Gott selbst setzt durch ihn einen neuen Anfang und eröffnet eine neue Geschichte. Worum geht es aber im Grunde hier? Was hat es damit auf sich, daß man sich derart gedrängt fühlt, Gott um ein reines Herz anzuflehen? Zunächst handelt es sich hier schlicht darum, daß ein Menschenleben wahr, redlich, das heißt mit sich selbst im reinen ist. Dies geschieht aber, und dies ist der zweite Aspekt, indem der Mensch sich dem Urteil Gottes unterwirft (dem prüfenden Blick seiner Liebe), indem er das Wort ausspricht: «Gott, sei mir Sünder gnädig!» Die Reue ist nicht die Tugend der Schwachen, sondern der innerlich Großen. Sofern der Mensch seine Seele durch die Reue «entgiftet», kann er fröhlichen Sinnes einer neuen Zukunft entgegengehen. Gerade die Heiligen, Menschen ungebrochener innerer

Vitalität, aus denen die Kraft der gütigen Reinheit in die Dunkelheiten der Welt hineinstrahlte, verbrachten ihr ganzes Leben in der Reue und in der Buße. Die Reue zeigt an, daß eine Seele noch empfindlich ist für das Neue, Andere und Bessere, daß sie noch frisch ist, daß sie sich noch dem im Herzen lauernden Bösen entziehen und einen radikalen Neuanfang setzen kann. Somit ist sie die Bedingung der Möglichkeit echter Freude, einer neuen Leichtigkeit auf dem Weg des Seins. Sie ist gleichsam die «Jugend der Seele», das Umwandlungsfähige des Herzens. Die Ärmsten der Armseligen sind jene, die es nicht mehr fertigbringen, Reue zu empfinden. Eine solche Existenz kennt keine echte Zukunft, keinen «neuen Geist».

Wollen wir demnach die Grundsituation der brüderlichen Zurechtweisung definieren, ihren inneren Vorgang beschreiben, so müssen wir zuerst feststellen: In der brüderlichen Mahnung ereignet sich Erweckung des neuen Geistes aus dem reuigen Herzen. Dieses Ereignis schafft keinen Abstand, keine Kluft zwischen den Christen. Denn: sie alle sollen sich als Sünder empfinden. Im Sündigsein gibt es keine Unterschiede. Wohl gibt es aber einen Unterschied der Einsicht und der Redlichkeit nach, in der die Menschen ihre Sünden vor Gott tragen. Die eigentliche Differenz besteht im Folgenden: beide Schächer, die mit Christus gekreuzigt wurden, waren Sünder; beide lehnten sich auf gegen den Menschen, der mit ihnen starb, und lästerten gegen ihn. Dann aber ereignete sich – unter der Gewalt des Schmerzes – eine geheimnisvolle Wandlung, die den einen dazu veranlaßte, seinen Gefährten in der Lästerung zurechtzuweisen und Christus zu bitten, seiner zu gedenken in seinem Reich. Die innere Wandlung verdichtete sich im daseinsdeutenden Wort: «Wir aber mit Recht» (Lk 23, 41). Mit diesem Bekenntnis entriß sich der Schächer der Vergeblichkeit der eigenen Schuld und der Ausweglosigkeit seines Leides. Nicht so der andere. Beide waren in die gleiche Situation gestellt, beide mußten den Kreuzestod erleiden. An ihrer äußeren Situation änderte sich nichts. Doch wurde der eine innerlich frei und der andere blieb verschlossen. In diesem eindrücklichen Vorgang (der freilich nichts über das ewige Heil des sogenannten «schlechten Schächers» aussagen will), der eng mit dem Erlösungstod Christi verbunden ist, zeigt sich, daß das Recht zur brüderlichen Mahnung nur dem zukommt, der seine eigene Sündhaftigkeit anerkennt und bekennt. Erst das gibt ihm Befugnis und Ermächtigung, den andern zurechtzuweisen, und zwar immer nur in einer Sprache, die mit einem ehrlich gemeinten «Wir» anfängt. Der gleiche Vorgang deutet auch an, daß es im Christlichen keine Situation endgültiger Verstrickung gibt, die nicht durch ein demütiges Sündenbekenntnis innerlich umgewandelt, die nicht im Wort «Wir aber mit Recht» ihre aufhebende Sinngebung erfahren könnte. So ist kein Ort des Entsetzens, der nicht zum Heiligtum, zum Schauplatz der Heilsgeschichte, zur Heimkehr einer verlorenen Welt werden kann. Auch dem äußersten Frevel ist noch dieser Sinn zu eigen, daß er das innere Leid des Frevels erkennen läßt und es in Lob umwandeln kann. Für einen Christen ist niemand endgültig verloren.

Von dieser Haltung soll das «Charisma der brüderlichen Zurechtweisung» (Röm 12, 8) getragen werden. Die Ermahnung ereignet sich in einer Atmosphäre der «Ermunterung», «Erbauung», «Brüderlichkeit», «Friedlichkeit» und «Sanftmut» (siehe: Gal 6, 1–5; 1 Thess 5, 11, 15; 2 Thess 3, 14–15; 2 Tim 2, 25–26). Der Mahnende ist «Retter» und «Heimführer» (Jak 5, 19–20). Er darf nicht auf den Rang des Bruders schauen, sondern nur auf seine Not (siehe Gal 2, 14: «Als ich [Paulus] sah, daß sie nicht den geraden Weg nach der Wahrheit der Heilsbotschaft gingen, stellte ich Kephas vor allen zur Rede ...»). Es ist oft sehr schwer, herauszufinden, wie einem Menschen brüderlich geholfen werden kann; wo und wann – zum Beispiel – ein entscheidend-klares Wort oder sogar eine abweisende Haltung (siehe: Mt 18, 15–17; Tit 3, 10; 2 Thess 3, 14; Jud 22–23) die Umkehr bewirken kann, und wann man selber in die Gefährdung des Bruders hineinsteigen muß, um ihn «zurückzuführen» (vgl. Jak 5, 19–20). Nicht allen ist es gegeben, die Last und die Bedrohung des Bruders ganz mitzuerleben, seine innere Zerrüttung selber nachzuvollziehen. Manche würden daran zerbrechen. Deshalb gibt Paulus den weisen Rat: «Bruder, wenn auch einer bei einem Fehltritt betroffen wird, so

bring ihn als Geistmenschen in der Haltung der Sanftmut wieder auf den rechten Weg; gib dabei aber acht auf dich selbst, daß nicht auch du in Versuchung kommst» (Gal 6, 1). Man darf also hierbei keine allgemeingültige Regel des Verhaltens aufstellen. Jeder soll selber vor Gott herausfinden, wann, wie und für wen er «Heimführer» sein darf, wo er für den Bruder eine neue Zukunft der Hoffnung eröffnen kann. Wir können nur auf die Forderung und auf den Geist der brüderlichen Zurechtweisung hindeuten.

Für die innere Einstellung des Christen wird dabei die Art, wie Paulus zu den Philippern sprach, verpflichtend sein: «Wenn ihr nun etwas gebt auf eine Ermahnung in Christus, auf einen Zuspruch der Liebe, auf eine Gemeinschaft des Geistes, auf Herrlichkeit und auf Mitgefühl, dann macht meine Freude dadurch voll, daß ihr einig seid, indem ihr die gleiche Liebe hegt und einmütig auf dasselbe bedacht seid» (Phil 2, 1–2). Woraufhin zweitens:

Du sollst die Unwissenden lehren. Martin Buber nannte das dunkle Geheimnis unserer Zeit in seinem also betitelten Buch «Gottesfinsternis». Diese läßt sich nicht – heute weniger denn je – durch gelehrte Dispute, durch Anwendung einer theologischen «Geheimsprache» und abstrakter Vokabeln bewältigen. Denn was heute geschieht, kann man nur mit dem harten Ausdruck «Experiment der Streichung Gottes» bezeichnen. Unser Gott ist für viele heute – wie auch damals für die Jünger Christi – der «getötete Gott» geworden:

► *Der totgeredete Gott.* Eine der quälendsten Erfahrungen unserer Zeit ist: wenn wir über Gott reden, haben wir oft nur mit toten Formeln, mit leeren Begriffen, mit großen Worten, mit «ungedeckten Wechsellern» zu tun. Dieses «tote Gerede» über Gott entstammt meistens nicht dem Glauben. Der Umgang mit den Atheisten ist für viele gläubige Christen vor allem deshalb so langweilig, weil sie unaufhörlich über Gott reden. Dieses Reden über Gott darf und soll absterben, indem und insofern es nicht aus dem Herzen kommt und der Mensch den Namen «Gott» nur im Munde führt. Die uralte Formel theologischer Erziehung «Pectus facit theologum» (Die innere Ergriffenheit macht den wahren Theologen aus) hat heute noch ihre uningeschränkte Gültigkeit behalten. Der Christ will niemanden durch Denkakrobatik überzeugen, ja tiefer noch, er will im Grunde niemanden für Gott «gewinnen»; aus Liebe zu Gott bezeugt er das Geheimnis der Liebe Gottes. Es ist ein Zeichen der Hoffnung, daß die junge Generation der Christen den «totgeredeten Gott» für nichtexistent erklärte. Ebenso verhält es sich mit dem

► *anonymen Gott.* Woran du dein Herz hängst – sagte Luther in der Erklärung des ersten Gebotes –, das ist im Grunde dein Gott. Für den Glauben gibt es nie einen «Gott an sich», sondern nur den «erfahrenen Gott», den «Gott meines Lebens». Er steht außerhalb von Formulierungen, Begriffen und Systemen. Er ist das Innerste, Verborgenste und Wesentlichste des individuellen Menschenschicksals. Und so sollte sich im christlichen Leben aus den kleinen, gebrochenen, von Irrtum und Verwirrung bedrohten Gotteserlebnissen in einem geschichtlichen Prozeß der «Begegnung» das immer reinere und größere Bild Gottes «herauskristallisieren». Wo immer der Gott unseres Lebens zur intensiven Gegenwart, zum erlebten Schicksal wird, da weiß der Mensch, daß sein Leben eine Richtung hat und ein Ziel, daß er nicht aus dem Nichts ins Nichts geworfen ist, daß er auf all seinen Umwegen, Abwegen und Irrwegen – und unser Leben scheint zum größten Teil aus solchen zu bestehen – weiß, woher er eigentlich kommt, wo er grundsätzlich steht, wohin er letztlich geht, was das innere Geheimnis seines Lebens ist. Da wird ihm immer neu ein Weg eröffnet, damit er wenigstens für den nächsten Schritt genügend Licht hat. Der definierte und nicht angeredete, somit aber anonym gewordene Gott ist kein «Gott für die Menschen». Der «Gott unseres Lebens» macht uns nicht sprachlos, ist nicht unsagbar und auch nicht namenlos. Wenn alle Namen versagen, bleibt uns doch jener, den unsere Liebe ihm gegeben hat und in zahlreichen Abwandlungen immer neu gibt: «Du». Der getötete Gott ist auch:

► der ferne Gott. Der fernstehende Gott wird in der Bibel «der Gott der Gottlosen» benannt: «Sie sagen: Gott, du, bleib uns fern!» (Job 21, 14). Wenn in der Bibel vom «Schrecken» Gottes die Rede ist, so nur deshalb, weil Gott die Stolzen demütigt und die Selbstgerechtigkeit zerstört. Es ist bemerkenswert, daß – zum Beispiel im Psalm 9A–9B – das Eigenschaftswort «stolz» als Gegensatz zu «arm» verwendet wird und also dessen Sinndeutung bestimmt. Die Stolzen sind jene, die Menschen quälen, die Seele anderer zerschinden: ihnen bleibt Gott fern. Dagegen: «Die Sehnsucht der Armen hast du vernommen, Herr, hast gestärkt ihre Herzen, hast ihnen zugewendet dein Ohr» (Ps 9B, 17). Die Frevler werden am «Gott der Armen» zuschanden kommen. Für einen Menschen aber, der sein inneres Elend erkannt und bekannt hat, ist Gott der Allernächste. Für ihn ist Gott gleichsam das aus allen seinen Sehnsüchten zusammengezogene Bild der Erfüllung. Solches Bild von Gott ist legitim, sofern es noch menschliche Unerfülltheit gibt und solange der Mensch mutig genug ist, seine eigene Gebrochenheit einzugestehen.

Eines müssen wir hier noch bedenken: Für einen innerlich armen Menschen ist Gott das Einleuchtendste und Selbstverständlichste. Nur der Vollziehende kann ihn aber erfahren; nur derjenige fühlt seine Nähe, der «in seiner Rede bleibt» (Jo 14, 21) und seinen «Willen tut» (Jo 7, 17). Es gehört zum Wesen des Geheimnisses «Gott», daß er nur dem seine Gegenwart schenkt, der in das Innere seiner Offenbarung gelangt ist, das heißt, in dessen Tun Offenbarung geschieht für den Menschenbruder. Auch das Aussprechen der Gotteswahrheit, die «Belehrung der Unwissenden» kann auf dieses Wesensmoment der Gotterfahrung nicht verzichten: Der nahe Gott, der Gott unseres Lebens, das lebendige Du unserer Sehnsucht kann nicht zum Gegenstand abstrakter Beweise, sondern immer nur zum Du des Zeugnisses werden. Wo es wirklich um den lebendigen Gott geht, da soll das unverbindliche Reden aufhören. Selbst das exakt-schlußfolgernde Denken muß sich da in Anruf verwandeln. In diesem Sinne verlangt Gott von uns auch, daß wir (drittens)

Zweifelnden recht raten sollen. Diese Forderung kann nicht als Verurteilung des Zweifels aufgefaßt werden. Zweifel ist kein Widersacher Gottes. Als Gottsucher vollziehen wir unsere Existenz in der Unsicherheit und im Wagnis. Mag diese, dem gottsuchenden Glauben («Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben») wesenseigene Unklarheit auf der Ebene gelebten Nachvollzugs als Finsternis oder gar als Gottverlassenheit erscheinen, sie als Bedrohung des Glaubens aufzufassen wäre ein grundsätzliches Mißverständnis unserer existentiellen Glaubenssituation selbst. Gottes Bitte an uns, daß wir durch unsere großzügig-verständnisvolle Haltung «Zweifelnden recht raten sollen», bedeutet vielmehr: Wir sollen irgendwie verhindern, daß der Zweifel des Bruders in Verzweiflung übergeht. Dabei wäre ein Zweifaches zu betonen:

Erstens: Die Sehnsucht genügt bereits. Mögen die Worte gelegentlich leer werden, die sicheren Bezüge der Weltorientierung wanken, mag das Geheimnis übermächtig werden und das Gefühl der eigenen Ohnmacht uns erdrücken: dies alles zeigt nur, daß das Eigentliche und Entscheidende nicht in diesen Dingen zu suchen ist. Sondern: dort ereignet sich Heil, wo der Mensch seine leeren Hände zu Gott erhebt, vielleicht nicht einmal mit der Gebärde des Verlangens, sondern der nicht-verstehenden und nichtwissenden Hingabe. Nicht einmal unsere gespürte und in ihrem Gespürtsein noch vordergründige Sehnsucht zählt, sondern etwas Tieferes und Endgültigeres, das sich aber nur schwer in Worte fassen läßt. Ignatius von Loyola erschaute mit seiner auf das Wesentliche zielenden Intuition die Ur-Tiefe menschlicher Existenz in der «Sehnsucht nach Sehnsucht» (desiderium desiderii). Hier, in dieser Tiefe, ist der Mensch – vielleicht weinend vor Unglück und Schmerz – sicher gehalten und uneinnehmbar. Nicht einmal ich selbst, nicht einmal meine tiefste Verzweiflung kann die Urregung menschlichen Willens nach Positivität in mir auslöschen: «Wenn es doch anders wäre!» Hier, in dieser letzten Tiefe des eigenen Selbst, erleidet der Mensch das Sein und ist ihm unweigerlich zugetan. Dieses eine wenigstens übersteigt ihn unendlich: die Sehnsucht nach Sehnsucht. – In den Psalmen, die oft nichts anderes sind – warum sollte man es verschweigen – als Lieder menschlicher Traurigkeit, wird diese Ursehnsucht nach Gott als die eigentlichste Mitte

menschlichen Daseins dargestellt. Der «Urlaut» menschlicher Seele ist: «Wie lange noch, Herr?» (Ps 12, 1). «Du Gott, mein Gott, gar sehlich suche ich dich. Meine Seele dürstet nach dir» (Ps 62, 1–2). «Meine Hände breite ich aus nach dir; meine Seele dürstet nach dir, wie dürres, trockenes Land» (Ps 142, 6). «Meine Seele verzehret sich in Sehnsucht» (Ps 83, 3). Das biblische Bild des dürstenden Hirsches hat sich unvergänglich in die Erinnerung der Menschheit eingepreßt: «Wie die Hinde verlangt nach strömendem Wasser, so verlangt, Gott, meine Seele nach dir. Es dürstet nach Gott meine Seele, nach dem lebendigen Gott. Wann darf ich kommen und schauen Gottes Angesicht?» (Ps 41, 1–3). Der Psalm 118 ist ein Höhepunkt menschlicher Sehnsucht: «Lechzend öffne ich meinen Mund» (V 131); «Es vergeht meine Seele vor Sehnsucht» (V 20); «Mitten in der Nacht erhebe ich mich» (V 62); «Meine Seele verzehret sich im Warten» (V 81).

Zweitens: Fundament des Glaubens. Wenn wir dem heutigen Menschen recht raten sollen, wenn wir es verhindern wollen, daß sein Zweifel in Verzweiflung umschlägt, dann müssen wir seinen Zweifel ernst nehmen. Der Zweifel läßt erkennen, wieviel Plunder wir in unserem Glauben mittragen. Der Zweifel lockt uns weiter vorwärts; er weckt uns auf und greift unsere Bequemlichkeit an. Wir müssen vom Zweifelnden nicht alles auf einmal verlangen. Es genügt bereits, wenn er das Wesen seines Glaubens bejaht, wenn er sich beeindruckt fühlt von der Reinheit und Geradlinigkeit der inneren Haltung Christi, wenn man die Größe des von ihm möglich gemachten Lebens bewundert. Das Wesen des Glaubens spielt sich nicht auf der Ebene der formulierbaren Begründbarkeit ab. Vielleicht hat der Zweifelnde gegen den Glauben auf der Ebene der «Grundintention» nichts zu sagen. Mögen noch so viel Naivität, mangelnde Tiefe, Unsauberkeit der Begründung, Vorbehalten an der Wirklichkeit den Weg zur Zustimmung zu den konkreten Satzungen der Kirche vor dem Zweifelnden versperren – auf der tiefen Ebene erkennt er oft die Größe Christi und die Bedeutung der von seiner Gesinnung getragenen Kirche. Auf Grund dieser Erkenntnis ist es aber noch nicht ausgemacht, ob die bejahte Grundströmung des Glaubens im System der Dogmen, Formulierungen und Satzungen ihren angemessenen Ausdruck findet. Es ist also möglich, ein echter Christ zu sein, die Grundwahrheit des Christentums zu bejahen, und dennoch in vielen – immerhin dogmatischen – Fragen die Zustimmung aufzuschieben. Trotz Unentschiedenheit im Einzelnen, kann in einem Menschen eine globale Zustimmung zu Christus lebendig sein und auch der Entschluß, den von ihm gewiesenen Weg einmal zu Ende zu gehen. Im Zweifel soll und darf man die Zustimmung aufschieben. Im Wesentlichen ist der Glaube eine Erleuchtung und ein geistiger Durchbruch zur Wirklichkeit. Die Ungewißheit und das Noch-nicht-zustimmen-Können ist manchmal eine echte Ausübung des Glauben-Wollens. Der Glaube ist nicht notwendigerweise an die aus ihm ableitbaren Schlußfolgerungen gebunden. Man kann an der Grundwahrheit der Offenbarung festhalten, aus ihr leben, selbst wenn man die Folgen nur unvollständig erkennt und sie noch nicht existentiell zur gelebten Wahrheit machen kann. Augustinus beschreibt die Grundhaltung des «recht ratenden» Menschen dem irrenden und zweifelnden Christen gegenüber: «Zürnen mögen euch jene, die die Seufzer und die Tränen nicht kennen, die selbst die kleinste Erkenntnis des wahren Gottes kostet. Böse sein mögen euch jene, die niemals vom Wege abgelenkt worden sind. Mir ist es unmöglich, euch zu zürnen. Wir wollen vielmehr gemeinsam jenes suchen, das uns gleichermaßen unbekannt ist. Keiner von uns soll die Kühnheit haben oder den Dünkel, er besitze die volle Wahrheit bereits. Erlaubt mir – dies kann ich wohl von euch verlangen –, daß ich euch anhöre, damit ich mit euch reden kann.»

Im Glauben an die Barmherzigkeit Gottes – die beide, den Ratgeber und den Zweifler, umschließt – ereignet sich manchmal Licht des Glaubens. Das Grundvertrauen an Christus ist wieder da, obwohl vielleicht viele Formulierungen versagen. Bekanntlich ist der Wille eine Liebe, ein Hunger des Intellekts: Sehnsucht. Mögen Menschen, die diese Sehnsucht –

gebrochen vielleicht, aber dafür um so verlangender – erfahren, von den Gläubigen nicht in die «Finsternis» der Mitseinlosigkeit hinausgeworfen werden. Die Kirche sollte sie – vor allem durch jene, die sie «recht beraten» sollen – als ihre wahren Glieder anerkennen oder wenigstens sich ihrer erbarmen. Denn sie hat in unserer dunklen Welt die große Aufgabe zu erfüllen, die in den Worten enthalten ist (viertens):

Du sollst Betrübte trösten. Immer, wenn von Trost die Rede ist, sollte man sich fragen, ob und wann wir mit leeren Worten, statt mit unserem Sein getröstet haben, ob wir Menschen statt zu lebensschaffender Wahrheit in eine freundliche Lüge geführt haben. Bei der christlichen Tröstung aus dem Glauben heraus sollten wir eine vierfache Wahrheit nachvollziehen:

Tröstendürfen ist eine Gnade. In der Hilfe, die der Tröstende dem Betrübten gibt, erfährt er seine eigene Tröstung: «Gepriesen sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der Vater aller Erbarmung und Gott allen Trostes, der uns getröstet hat in unserer Not, damit wir andere trösten können mit derselben Ermutigung, mit der Gott selber uns aufgerichtet hat» (2 Kor 1, 3–4). Die Trostlosigkeit menschlicher Existenz besteht vornehmlich darin, daß der Mensch «keine Hand mehr hat», an die er sich klammern könnte. Kindlich-einfach beschreibt die Bibel den tröstenden Gott, dessen Stellvertreter wir für unseren Bruder sein sollten: «Wie einen, den seine Mutter tröstet, will ich euch Mut zusprechen» (Is 66, 13). Dabei müssen wir darauf achten, daß die «ungetröstete Existenz» oft keinen Zugang mehr zu Gott hat, daß wir, gebrechliche Wesen, die alleinige Tröstung für ihn geblieben sind, vor allem aber, daß wir vor einem Menschen stehen, der oft nicht mehr beten kann. Es seien hier, statt langwieriger Erörterung und eingehender Bestandesaufnahme, zwei Gleichnisse genannt, die unsere Situation der Selbst- und Gottlosigkeit eindrucksvoll darstellen: Claudius, der brudermörderische König in Shakespeares «Hamlet», fällt vergeblich auf die Knie; er kann nicht mehr beten. In der «Schneekönigin» schildert Andersen die Verlorenheit des kleinen Kay, dessen Existenz «kalt» geworden ist: «Er wollte sein Vater unser beten, aber er konnte sich nur des Einmaleins erinnern.» Die Existenz jener Menschen, die wir vom Glauben her trösten wollen, ist oft erlebte Vergleichenheit. Trotzdem harret der Glaube bei ihm aus und weigert sich, den von allen (scheinbar auch von Gott) Alleingelassenen einer endgültigen Trostlosigkeit, einem

restlosen Alleinsein auszuliefern. Reinhold Schneider hat uns einmal, in einer eindrücklichen Interpretation des Festes von Herodes, auf die Versuchung aufmerksam gemacht, aus Feigheit Menschen dem bösen Schicksal preiszugeben. «Als Salome tanzte, da lagerten mit Herodes viele Gäste um die Tafel. Sie alle, die aus irgendeinem Grunde hier waren und hier ihr Gefallen fanden oder bloß festgehalten waren von ihrer Furcht oder Feigheit, waren mitschuldig. Der Preis des Festes war das Haupt des Vorboten Gottes. Fragen wir unser Gewissen, ob wir zu Gast bei Herodes waren, ob er uns nicht wieder eingeladen hat. Unser Ort ist nicht hier. Unser Ort ist einzig und allein dort, wo die Wahrheit schweigt und leidet, wo sie stirbt. Unser Ort ist das verborgene Gewölbe menschlicher Not. Wenn aber unser Gewissen uns anklagt, daß wir einmal feierten mit Herodes, so reicht vielleicht das uns noch Gebliebene, mit heiligem Ernst Ergriffene, mit äußerster Kraft Gewendete unseres Lebens noch aus, daß wir uns von der Tischgemeinschaft des Tyrannen scheiden aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, auf ewige Zeit.» Als Christ ist der Mensch berufen, gerade den Alleingelassenen zu trösten, den Einsamen

«an seinem eigenen Trost teilnehmen zu lassen» (2 Kor 1, 7). Er soll seinen im Glauben empfangenen und innerlich empfundenen Trost nicht für sich behalten, sondern ihn «überströmend weiterreichen» (2 Kor 7, 4), das verlorene Dasein gegen alle Beleidigung verteidigen (vgl. 2 Kor 7, 1–16). Wozu ist unser Christsein noch gut, wenn jemand in unserer Nähe das Wort der Klage aussprechen muß: «Das Herz ist mir gebrochen. Ich bin am Erlöschen. Ich harrete, ob einer Mitleid mit mir habe. Es war keiner. Ob einer mich tröste: es war niemand zu finden» (Ps 68, 21). Mit allem, was wir von Gott an Tröstung empfangen haben, sind wir verpflichtet, für den Bruder – im Beistehen oder in Empörung gegen jene, die ihn

bedrohen – einzustehen: Um in dieser Gesinnung zu verbleiben, müssen wir oft auf menschliche Anerkennung verzichten. Deshalb verlangt Gott von uns, daß wir, wenn es drauf ankommt, (fünftens)

Unrecht geduldig leiden sollen. Die Evangelien berichten von der Geduld des Schweigens Christi. «Da sprach Pilatus: „Antwortest du nichts? Höre, was sie alles gegen dich vorbringen!“ Jesus aber antwortete nichts mehr, so daß Pilatus sich sehr wunderte» (Mk 15, 4–5). Vorwürfe, Verdächtigungen und Verleumdungen, die unbeantwortet blieben, fielen auf den Sprecher zurück. Das Schweigen kann oft eine Antwort der Wahrheit sein. Das Erschütternde und Verwirrende, daß Christus als lebendige Wahrheit schwieg, war sein Sieg. Nicht immer ist das Wort Zeugnis. Es ist eine seltsame Erfahrung, daß dem in Geduld Schweigenden sich das Recht zuneigt. Wir können auch durch unser Schweigen bekunden, daß die Wahrheit im Grunde nicht so sehr ein Wort, als vielmehr ein Sein ist, das überzeugen kann – selbst durch sein Schweigen. Jene Geduld, die Christus von uns verlangt – und die uns manchmal völlig unzumutbar erscheint –, ist jener männliche Großmut, der den Zorn, selbst wenn er gerechtfertigt ist, nicht in ein neues Unrecht übergehen, Unrecht nicht Unrecht zeugen läßt, und darin ein Christ ist, der die Kräfte der Zerstörung «aufzufangen» weiß, nach Ausgleich sucht, klarsichtig, ohne ungeduldig zu werden, still und dienend. Vielleicht wird ihm niemand dafür danken, daß er der Weisung Christi gefolgt ist, ein «Friedensstifter» zu sein. Gott wird ihm aber das für ewig «anrechnen» und ihm dafür viele Sünden verzeihen. Darin, in dieser Haltung liegt etwas noch Tieferes:

Du sollst Beleidigern verzeihen. Was ereignet sich in einem Menschenleben, das innerlich von der Haltung der Verzeihung bestimmt ist? Ein solcher Mensch sagt sicherlich nicht: «Du warst schwach; ich verstehe dich; wir wollen nicht mehr an die Stunde deiner Hinfalligkeit denken.» Christus hat nie etwas «verziehen» – er hat einfach alle Beleidigung vergessen. Es war nichts mehr da. Keine hinweg- und hinabgedrängte Empfindung der Beleidigung, die vielleicht in einer finsternen «Ecke» der Seele weiterleben würde. Verzeihen heißt – im Bereich christlichen Bewußtseins –, das Schlimme des Bruders nicht nur in unserer Erinnerung, sondern auch in unserem Sein auszulöschen: Nicht da zu sein, «als wäre nichts geschehen», sondern bezeugen: «Es ist nichts geschehen.» Solche Verzeihung hat Petrus im Blick Christi erfahren: Eine neue Hoffnung des «Weitergehendürfens». Petrus ging fort, um seine Sünde «auszuweinen». Das hat ihn erlöst, eine Zukunft auf Gott hin eröffnet. Schließlich (siebtens) bittet Gott uns:

Du sollst bei Gott für Lebende und Tote beten. Was heißt das: Beten für Lebende und Tote? Es bedeutet: Sich an jemand zu wenden, der gleichzeitig für alle da ist, der alle Bereiche des Seins umspannt, der sich aller erbarmt. Das Gebet ist ein Lebensaustausch zwischen Freunden, die in ihrem Schicksal sich verbunden fühlen. Kein Geschöpf steht einsam vor Gott. Es weiß, daß auch ein Mitgeschöpf mit ihm zusammen betend (unverborgen und enthüllt) vor Gott steht. Darum ist der Ort, an welchem in der letzten Tiefe Geschöpfe füreinander «da» sind, kein anderer als Gott. In Gott als dem Grund des eigenen Selbst findet das Geschöpf sein Du. Einen andern Zutritt zum Du in seinem innersten Wesen hat der Mensch nicht. Die Liebe zum menschlichen Du duldet kein Maß. Sie selbst ist das Maß aller Dinge. Deshalb ist sie auf Gott angewiesen. Die Umgriffenheit menschlicher Liebe vom Wissen Gottes bedeutet immer schon Gebet. Im Blick auf Gott wird unsere endliche Zuneigung zur absoluten Hingabe, zur Liebe. Kann aber je ein Wort der Liebe verlorengehen? «Da schrie des Kindes Vater mit Tränen und sprach: Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben» (Mk 9, 24). Solche

Tränen sind vielleicht das Einzige, das Gott nicht vergessen kann: «Du, mein Gott, hast meine Tränen gesammelt in deinem Krug» (Ps 55, 9).

Die «Güte und die Menschenfreundlichkeit Gottes» sind unter uns erschienen. Es ist eine Weite des Herzens, die sich hier kundtut, als Offenbarung des Wesens Gottes selbst. Welche

Reform der Kirche von der Basis

Ausblicke auf die deutsche Synode

In der Enzyklika «Ecclesiam suam» vom 7. August 1964 schrieb Papst Paul VI.: «Das nun schon berühmt gewordene Wort unseres verehrten Vorgängers Johannes XXIII. seligen Andenkens, das ‚aggiornamento‘, werden wir immer als programmatische Richtschnur im Auge behalten. Wir haben es als Leitkriterium des ökumenischen Konzils bestätigt, und der Gedanke an dieses Wort wird uns ein Ansporn sein, immer mit der inneren neuen Lebenskraft der Kirche zu rechnen, mit ihrer Fähigkeit, die Zeichen der Zeit zu deuten, und mit ihrer ewig jugendlichen Begabung, alles zu prüfen und das Gute zu behalten (1 Thess 5, 21).» Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß eine umfassende Reform der Kirche an Haupt und Gliedern in unserer Zeit unbedingt notwendig ist. Sie ist erforderlich um der Treue zu der Botschaft Jesu willen, die eine immer neue Besinnung und Infragestellung des Vollzugs der Kirche verlangt. Sie ist aber auch erforderlich im Hinblick auf die augenblickliche Gestalt der Kirche und die gesellschaftliche Situation, in der sich die Kirche vorfindet. Man wird auch sicher sagen müssen, daß mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil eine grundsätzliche Öffnung zu einer solchen umfassenden Kirchenreform geschah.

Vertagung oder Heutigwerdung?

Nur ist zu fragen, ob nicht dieses von Johannes XXIII. angestrebte, von der Mehrheit der Konzilsväter akzeptierte und von Paul VI. übernommene Ziel des «aggiornamento» von vielen Vertretern der Amtskirche in dem Sinne aufgefaßt wird, wie es ein Wörterbuch von Toussaint-Langenscheidt übersetzt, nämlich im Sinne von «Vertagung», oder ob es wirklich als «Heutigwerdung» verstanden wird. Es ist nicht zu übersehen, daß viele maßgebliche Vertreter der Amtskirche zögern, die notwendigen Reformen in die Wege zu leiten, daß wenn Entscheidungen getroffen werden, sie aus halbem Herzen geschehen, daß echte Reformen sich im Netz der kurialen Bürokratie verfangen, daß man oft nur einem dauernden Drängen von unten nachgibt, anstatt zwar wohlüberlegt, aber dennoch entschieden das heute Überfällige zu tun, um klar jenen Weg des Tutorismus des Wagnisses zu gehen, von dem *Karl Rahner* wiederholt gesprochen hat.

Daß man uns nicht mißverstehet: Es soll hier in keiner Weise einem spätbübentären Revoluzzertum das Wort geredet werden. Es geht nicht um eine kopflose Flucht nach vorn, um eine Anpassung um jeden Preis. Wohl aber ist eine umfassende Reform der Kirche zu fordern, die sich zwar einerseits klar und eindeutig an das in Jesus geschehene Heilsereignis gebunden weiß, sich in eine Kontinuität mit der Geschichte der Kirche hineingebunden fühlt, die aber gerade aus Verantwortung um der Kontinuität dieser Kirche willen sich um eine neue Heutigwerdung müht.

Sicher ist die Kirche dafür verantwortlich, daß die mehr der Tradition der Kirche verhafteten Glieder diese Reform auch wirklich mitvollziehen können, ohne an dieser Kirche irre zu werden. Aber die Kirche ist auch verantwortlich – und dies wird sehr oft übersehen – für die vielen Menschen, die an

Zukunft hat uns dieser Gott bereitet, welchen Weg uns eröffnet zum Glück und zum Selbstsein? Der Mensch darf Gottes Gnade nicht nach seinem eigenen Herzen bemessen. Durch die ganze Heilsgeschichte, durch die ganze Bibel und durch die Ereignisse unseres Lebens können wir nachprüfen: Gottes Liebe zu uns ist unveränderlich; man kann sie nicht zurückweisen. Es gilt aber auch: Ein Gott des bloßen Gesetzes und Gebotes wäre nicht so «eifernd» und «eifersüchtig», wie ein Gott der Liebe.

Ladislav Boros

dieser Kirche bereits irre geworden sind oder heute an ihr Ärgernis nehmen, weil sie sich ihnen in einer Gestalt darbietet, daß sie in ihr die Heilsbotschaft Jesu, der die Kirche dienen soll, beim besten Willen nicht mehr erkennen können. Wir dürfen einfach nicht übersehen, wie die Vertagung der Reform viele Menschen – vor allem unter den Intellektuellen und Jugendlichen – zur inneren und äußeren Emigration und aus der Kirche führt.

Stand der Vorbereitung

Auf diesem hier nur angedeuteten Hintergrund ist der Entschluß der deutschen Bischofskonferenz vom Februar 1969, eine gemeinsame Synode der Diözesen in der Bundesrepublik Deutschland vorzubereiten, nur zu begrüßen. Es ist möglich, daß dies der wichtigste Beschluß war, den die deutsche Bischofskonferenz in der Nachkriegszeit gefaßt hat. Die Bischofskonferenz hat gleichzeitig eine bereits bestehende Studiengruppe unter der Leitung von Bischof Dr. *Franz Hengsbach* beauftragt, bis zur Herbstkonferenz 1969 alle mit dem Synodalplan auftauchenden kirchenrechtlichen Fragen zu klären und ein erstes Schema möglicher Themen zu skizzieren. Kardinal Dr. *J. Döpfner* wurde gebeten, die für die Synode notwendigen Voraussetzungen mit der römischen Kurie abzuklären.

Die Studiengruppe selbst setzte eine Kommission für Strukturfragen und eine Kommission für die thematischen Fragen ein, die beide ihre Arbeiten abgeschlossen und je einen Bericht angefertigt haben. Am 7. Juli 1969 tagte in Bonn die Studiengruppe, der es aber noch nicht gelang, einen Bericht für die Herbstkonferenz der deutschen Bischöfe fertigzustellen. Die Studiengruppe wird sich Ende August 1969 noch einmal treffen. Am 4./5. Juli tagte in Königstein die Pastoralkommission der deutschen Bischofskonferenz. Dort zeichnete sich dem Vernehmen nach die Tendenz ab, der Herbstkonferenz der deutschen Bischöfe vorzuschlagen, lediglich ein Arbeitspapier im Hinblick auf die Synode zu verabschieden, dieses Arbeitspapier dann zu veröffentlichen und um Kritiken und Anregungen zu bitten. Dies wäre ein guter Stil, und es ist nur zu hoffen, daß sich dieser Plan durchsetzt. Der Öffentlichkeit muß unbedingt Gelegenheit gegeben werden, gerade auch zu den Strukturfragen der gemeinsamen Synode Stellung zu nehmen.

Während die Reaktion auf die Ankündigung der gemeinsamen Synode ziemlich schwach war, gewinnt man seit etwa zwei Monaten den Eindruck, daß die innerkirchliche Öffentlichkeit sich allmählich bewußt wird, um welch wichtiges Ereignis es sich bei dieser Synode handelt und was von ihrem Gelingen bzw. Mißlingen abhängt. Presseorgane wie «Publik», «Stimmen der Zeit», «Herderkorrespondenz» und auch einige Kirchenzeitungen nahmen sich des Themas an. «Stimmen der Zeit» hat eine Umfrage begonnen.

Die Arbeitsgemeinschaft von Priestergruppen in der Bundesrepublik Deutschland, der Bensberger Kreis und der Freckenhorster Kreis traten in einer gemeinsamen Stellungnahme mit ihren Vorstellungen über die gemeinsame Synode an die Öffentlichkeit. Einige katholische Studentengemeinden erörtern das Vorhaben und die Katholische deutsche Studenteneigung hat sich der erwähnten Stellungnahme angeschlossen.

Intensiver Kontakt zur Basis

Das sind nur einige Beispiele, die aber doch zeigen, in welcher erfreulicher Weise die innerkirchliche Öffentlichkeit in der Bundesrepublik zu erkennen beginnt, daß die Synode nicht nur eine Angelegenheit der deutschen Bischofskonferenz und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken ist, wie dies manchmal den Anschein hat, sondern daß alle Glieder der Kirche in diesem Lande für das Gelingen dieser Synode verantwortlich sind. Man wird auch hier sehr ernst nehmen müssen, was die dogmatische Konstitution über die Kirche sagt: «Die im Volke Gottes versammelten und dem einen Leib Christi unter dem einen Haupt eingefügten Laien sind, wer auch immer sie sein mögen, berufen, als lebendige Glieder alle ihre Kräfte, die sie durch das Geschenk des Schöpfers und die Gnade des Erlösers empfangen haben, zum Wachstum und zur ständigen Heiligung der Kirche beizutragen» (Nr. 33). Eine Reform der Katholischen Kirche in der Bundesrepublik Deutschland kann nur gelingen, wenn alle Glieder der Kirche, ob sie ein Dienstamt ausüben oder nicht, sich darum mühen. Die Synode könnte einen entscheidenden Schritt zu einer umfassenden Reform darstellen. Sie kann aber auch – das sollte man nüchtern sehen – zu einer Verfestigung des Denkens in der Kirche und zu einer Erstarrung der Strukturen führen.

In der Geschichte der Kirche zeigte es sich, daß nicht nur Synoden, sondern auch Konzilien scheitern können. Das beweist etwa das Fünfte Laterankonzil (1512–1517), das zu einer Zeit stattfand, die in ähnlicher Weise wie die unsrige durch eine Umbruchssituation von Kirche und Gesellschaft gekennzeichnet war. Eine umfassende Kirchenreform war vom Augustinergeneral Egidio von Viterbo, dem Generaloberen Martin Luthers, in der Eröffnungsrede des Konzils als die Hauptaufgabe der Kirchenversammlung hingestellt worden. Über den Ausgang dieses Konzils schreibt *Hans Küng* zu Recht: «Der Mißerfolg dieses ökumenischen Konzils, das viele Jahre getagt hatte, war katastrophal für die Kirche: sechs Monate nach seinem Abschluß brach die lutherische Reformation aus» (Kirche im Konzil, Freiburg 1963, 17).

Wir alle sind aufgerufen, solches Scheitern zu verhindern. Ganz entscheidend scheint mir dabei die Frage zu sein, ob es im Hinblick auf die kommende Synode gelingen wird, eine möglichst enge Kommunikation zwischen der Basis in Gestalt der kirchlichen Gemeinden und der Kirchenleitung herzustellen. Wenn dieser intensive Kontakt zur Basis fehlt, ist die Synode von vornherein zum Scheitern verurteilt. Um eine solche Kommunikation zu erlangen, sind zwei Voraussetzungen zu erfüllen. Einerseits ist es unbedingt erforderlich, daß die leitenden Instanzen wirklich darauf aus sind, wenigstens die dringendsten Probleme, die sich den einzelnen kirchlichen Gemeinden und den einzelnen Christen heute stellen, zu behandeln und zumindest eine nach vorne weisende Lösung anzustreben. Keine Überlegung und keine Mühe darf gescheut werden, um eine möglichst gute Repräsentanz aller Kräfte und Tendenzen in der Synode zu suchen. Jeder Versuch, durch irgendwelche Manipulationen, und sei es unter dem Vorwand eines scheidendemokratischen Verhaltens, bestimmte Gruppen oder bestimmte Probleme auszuschließen, heiße Eisen nicht anzufassen, Diskussionen abzuwürgen und dergleichen mehr, würde die Situation nur verschärfen und sozialen Konfliktsstoff ansammeln, der dann ganz sicher außerhalb der Synode zum Ausbruch käme. In der augenblicklichen kirchlichen Situation würde heute manches besser aussehen, wenn sich die Kirchenleitungen in der Vergangenheit um diesen Kontakt zur Basis intensiver bemüht hätten. Es sei nur exemplarisch an die Enzyklika «*Humanae vitae*» und ihre Folgen erinnert.

Dieser intensive Kontakt zur Basis ist eine soziologische und eine theologische Notwendigkeit. Soziologisch gesehen ist jede Institution, deren Leitung sich nicht um einen permanenten Kontakt zu ihrer Basis müht, in der ernstesten Gefahr, sich zu isolieren, sich in ein Getto zurückzuziehen, ohne daß ihr dies

unbedingt bewußt werden müßte. Die Leitung wiegt sich dann oft in der gefährlichen Illusion, «im Namen des Volkes» zu sprechen, die Interessen ihrer Glieder zu vertreten, ja die unbewußten Wünsche und Bedürfnisse ihrer Glieder zu erfüllen, und merkt dabei gar nicht, wie sehr sie in der Luft hängt, wie diese Basis sich weiterentwickelt hat und ganz anders denkt und sich verhält, als die Leitung das meint und womöglich durch Gesetze und Anordnungen vorschreibt. Eine solche Institution, in der die Kommunikation zwischen Basis und Leitung gestört ist, beziehungsweise nur im Einbahnverkehr von oben nach unten verläuft, ohne daß von unten Informationen, Anregungen, Kritiken und Vorschläge nach oben dringen, beziehungsweise dort berücksichtigt werden, ist von der tödlichen Gefahr bedroht, zu erstarren, zu verknöchern, den sozialen Kälteod zu sterben.

Dazu tritt aber für die Kirche eine zusätzliche theologische Notwendigkeit für eine intensive Kommunikation zwischen Basis und Leitung hinzu. In der dogmatischen Konstitution über die Kirche heißt es: «Die Gesamtheit der Gläubigen, welche die Salbung von dem Heiligen haben (vgl. 1 Jo 2, 20 und 27), kann im Glauben nicht irren. Und diese ihre besondere Eigenschaft macht sie durch den übernatürlichen Glaubenssinn des ganzen Volkes dann kund, wenn sie von den Bischöfen bis zu dem letzten gläubigen Laien ihre allgemeine Übereinstimmung in Sachen des Glaubens und der Sitten äußert» (Nr. 12). In dem Prozeß der immer neuen Wahrheitsfindung der Kirche und der Reflexion über die heute notwendige Gestalt der Kirche kommt dem Amt in der Kirche sicher eine besondere Bedeutung zu. Aber dieses Amt ist auf der einen Seite zu sehen in radikaler Unterordnung unter die in Christus geoffenbarte Wahrheit. Auf der andern Seite kann und darf dieses Amt nicht isoliert gesehen werden von dem Glaubenssinn des ganzen Volkes Gottes, sondern es muß sich immer an diesen Glaubenssinn gebunden wissen.

Problematik der Strukturen und der Thematik

Betrachtet man auf dem Hintergrund dieser Gedanken den Bericht der Kommission für Strukturfragen,¹ wie er durch die «Frankfurter Allgemeine Zeitung» vom 5. Juli 1969 bekannt wurde, so erheben sich außerordentlich starke Bedenken gegen den in diesem Bericht enthaltenen Entwurf für die Satzung der Synode.

Nach diesem Entwurf sind 158 gewählte Mitglieder vorgesehen: Je ein Vertreter der 22 Ordinariate, der diözesanen Priesterräte, Pastoralräte und Laienräte, 20 Vertreter der Ordensleute und 50 vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken gewählte Synodalen. Dazu kommen zirka 50 von der Bischofskonferenz zu berufende Synodalen sowie alle Bischöfe. Der notwendige Kontakt zur Basis in Gestalt der kirchlichen Gemeinden scheint uns dadurch nicht gewährleistet zu sein. Die von der Pastoralkommission der deutschen Bischofskonferenz anvisierte Lösung erscheint demgegenüber etwas besser zu sein. Danach sollen sechs Vertreter pro Diözese (darunter zwei Priester) unter Mitwirkung der diözesanen Räte in den einzelnen Diözesen gewählt werden, dazu 20 Ordensleute und alle Bischöfe, ferner zirka 50 vom Zentralkomitee und von der deutschen Bischofskonferenz zu berufende Synodalen. Aber auch diese Lösung wird man kritisch überprüfen müssen.

Problematisch ist natürlich auch die Frage der Verbindlichkeit der Beschlüsse der Synode. Der Entwurf der Kommission für Strukturfragen sieht vor, daß nur die Bischofskonferenz beziehungsweise die einzelnen Bischöfe den Beschlüssen der Synode Gültigkeit verleihen können, je nachdem, in wessen Kompetenz die behandelte Materie fällt. An diesem Punkt gilt es zu entscheiden, ob man sich für eine Kirchenversammlung nach dem Muster der kirchenrechtlich gebundenen

¹ Dieser Kommission gehören u. a. an: Prof. Dr. Flatten, Dr. Forster, Prof. Dr. Jedijn, Dr. Kronenberg.

Diözesansynoden entscheidet oder ob man sich zu einer ganz neuen Form einer Kirchenversammlung entschließt nach dem Muster des holländischen Pastoralkonzils, wobei man in diesem letzteren Fall davon ausgehen kann, daß das moralische Gewicht der von einer qualifizierten Mehrheit unter Mitwirkung der Bischöfe gefaßten Beschlüsse so groß ist, daß die Bischöfe – mit Ausnahme eines zu begründenden Vetos – sich diesen anschließen. Nur am Rande sei erwähnt, daß es von der Sache her unmöglich erscheint, das Sekretariat der Synode in Personalunion mit dem Sekretariat der deutschen Bischofskonferenz zu verbinden, wie es dem Vernehmen nach von der Kommission für Strukturfragen vorgeschlagen wurde.

Was die Thematik der Synode angeht, so hat es den Anschein, daß die betreffende Kommission eine gute Vorarbeit geleistet hat. Hier scheint es eher so zu sein, daß es außerordentlich schwerfällt, aus der Fülle der vorgeschlagenen Themen diejenigen herauszufinden, die vordringlich zu behandeln sind, da eine Synode, selbst wenn sie in mehreren Sitzungsperioden tagt, unmöglich alle heute wichtigen Probleme behandeln kann.

SCHEUENDE BISCHÖFE?

Verglichen mit den Erwartungen, die viele auf die «freund-schaftliche Aussprache» europäischer Bischöfe gesetzt hatten, war das *Churer Symposium* ein Fehlschlag. Freilich darf das nicht allein den tagenden Bischöfen angelastet werden. Man könnte versucht sein, die Massenmedien einer Manipulation zu beschuldigen. Man könnte sagen: sie haben versucht, dem Symposium einen Sinn zu geben, den es weder beabsichtigte noch haben konnte. Die Bischöfe wollten über die Priesterkrise reden. Sie wollten die Frage allseitig abtasten. Sie wollten feststellen, wie es in dieser Frage in Europa aussah. Ob es da Verschiedenheiten und Gemeinsamkeiten gab, in der Krise ebenso wie in den Plänen und Ansätzen, sie zu überwinden. Sie wollten überlegen, ob diese Änderungen nötig seien, in den Strukturen der Kirche, im Kirchenrecht, in der Lebensweise der Priester, in der Begründung des priesterlichen Amtes sogar, und welche Änderungen. Sie mußten auch überlegen, wie solche etwa als notwendig erkannten Änderungen dem gesamten Volk Gottes in einer Weise dargelegt werden sollten, damit es versteht und nicht den Eindruck erhält, die Priester würden abgeschafft oder zu etwas ganz anderem umgewandelt, als sie bisher waren, sondern mit Freuden anerkennt, daß ihm nun die Priester wieder viel besser verständlich und auch viel lieber werden, so daß eine Zusammenarbeit mit ihnen zum Aufbau des Leibes Christi ein freudig bejahtes Ziel wird.

Dazu mußten sie, da es sich dabei um eine nur im Glauben verständliche Frage handelt, die Offenbarung befragen, in der Heiligen Schrift und in den Weisen, wie diese Offenbarung im Lauf der Geschichte verstanden und vielgestaltig gelebt wurde. Zugleich mußten sie in einer Analyse der Gegenwart versuchen, mit den Augen des Glaubens zu erschauen, welche Gestalt des Priesters Gott wohl für diese Gegenwart wünsche. Die Bischöfe tagten allein. Sie wußten wohl, daß sie nicht allein den Heiligen Geist besaßen, daß er vielmehr gerade dort, wo es um Umgestaltungen, um neue Wege in der Kirche geht, oftmals von unten, von der Basis her, die neuen Formen schafft, die die Hüter der Ordnung erschrecken, aber doch vom Heiligen Geist gewirkt sind. Sie wußten freilich auch, daß nicht alles, was von der Basis her kommt und sich für geist-gewirkt hält, allein schon deshalb wirklich ein Werk des Heiligen Geistes ist. Sie mußten also erst hinhören, und dann unterscheiden ...

Das alles war schwierig genug. Tatsächlich wurden an sie –

Eine permanente synodale Struktur der Kirche?

Damit sind wir beim letzten wichtigen Gesichtspunkt unseres Problems angelangt. Schon heute erscheint es wünschenswert, daß eine solche gemeinsame Synode nicht ein einmaliges Ereignis bleibt, sondern zu einer permanenten Institution wird. Die notwendige Kirchenreform ist nicht eine Aufgabe, die man irgendwann einmal als abgeschlossen bezeichnen kann, sondern die Kirche ist immer wieder von neuem zu reformieren. Soll dies aber geschehen, muß die geplante gemeinsame Synode einmünden in eine permanente synodale Struktur auf der Ebene der Katholischen Kirche in der Bundesrepublik Deutschland, der dann auf den unteren Ebenen (Region, Dekanat, Gemeinde) und auf der höheren Ebene (Kontinent, Weltkirche) ebensolche synodalen Strukturen entsprechen müssen. Wenn es gelingt, die Kirche so zu strukturieren und durch die verschiedenen synodalen Strukturen auf allen Ebenen einen intensiven Kontakt von der Basis her bis zur höchsten Leitung zu garantieren, dann ist eine wichtige Voraussetzung geschaffen, daß die Kirche ihre Aufgabe erfüllt, Zeichen des Heils für alle Menschen zu sein.

Dr. Norbert Greinacher, Münster

so sagten Bischof *Kampe*, Msgr. *Etcheagaray* und Kardinal *Suenens* – «Berge von Wünschen, Fragen und Forderungen» herangetragen, die mit dem Priester nichts oder nur auf Umwegen etwas zu tun haben. Viele verlangten eine Stellungnahme zu Vietnam, zum Nahen Osten, zu Nigeria-Biafra, andere drängten auf eine Behandlung jener Fragen, die in der Spezialsynode in Rom behandelt werden sollen. Sie betreffen das Verhältnis der Bischöfe zum Papst und der Bischofskonferenzen untereinander. Es gab «Strategen von unten», die das ganze Symposium als ein Vorspiel und eine Vorbereitung der römischen Synode aufziehen wollten; sie forderten geradezu, daß das Symposium sein Thema ändere und vorweg eine Meinungsbildung im Sinne des Interviews von Kardinal Suenens bewerkstellige, so daß die europäischen Bischöfe an der Synode als geschlossener «Block» auftreten könnten. Solche nach Kriminalromanen schmeckende Pläne von Privatdetektiven wirken kindlich naiv. Sie störten das Symposium, indem sie es verzerrten. Sie weckten Hoffnungen, die einfach nicht drin waren.

Dabei hätte man nur ruhig überlegen müssen: Wenn das Symposium in der Frage der Priesterkrise zu einheitlichen Auffassungen gelangt wäre von Portugal bis Polen, sagen wir in der Arbeit der Priester, im Zölibat, in der Mitverantwortung, dann war damit ja ein Beispiel gegeben für die Synode in Rom, dann würde ja der Papst von den Bischöfen in einer konkreten Frage zu bestimmten Lösungen gedrängt, dann war das, was diese «Strategen» mit großem Wortaufwand theoretisch verlangten, bereits praktisch in vollem Gang. Manchmal wäre es tatsächlich besser, zuerst zu denken und dann erst zu reden. Und wenn das Symposium erkannt haben sollte, daß in der Frage der Priester die Lage sehr verschieden sei, so daß sich verschiedene Wege aufdrängten, dann war das ja wiederum ein deutlicher Beweis dafür, daß Rom den einzelnen Bischofskonferenzen größere Selbständigkeit gewähren mußte. Insofern also war das Symposium eine tatsächliche Vorbereitung auf die Synode. Es wäre eine bessere geworden, wenn die Privatdetektive geschwiegen hätten.

Andererseits muß auch gesagt werden, daß die Öffentlichkeit nun nach dem Symposium keine Ahnung hat, zu welchen Ergebnissen die beratenden Bischöfe gekommen sind. In der Schlußerklärung des Symposium-Sekretariats heißt es: «Die Bischöfe arbeiteten in kleinen Gruppen. Ihre Überlegungen

und ihr Meinungsaustausch förderten die gemeinsame Meinungsbildung.» Ausgezeichnet! Die Erklärung fährt fort: «Die Bischöfe haben die Probleme des priesterlichen Dienstes und Lebens präziser formuliert.» Schon etwas! «Sie waren gewillt, den Anruf des Heiligen Geistes besser zu erkennen und besser darauf zu antworten.» Jetzt muß es kommen! – Aber es kommt nichts. «Die Bischöfe wollen» – so heißt es – «an dem festhalten, was nach dem Willen Christi unaufgebbar ist.» Na, hoffentlich! «Gemeinsam mit allen Gliedern des Gottesvolkes müssen Bischöfe und Priester überlegen, in welcher Weise das Priestertum in Übereinstimmung zur kirchlichen Lehre auszuüben sei.» Wann wollen sie das tun? Zum Teil haben sie es schon getan in Laien- und Priesterräten. Was sagten diese? Hier am Symposion haben die Bischöfe die gemeinsame Überlegung abgelehnt.

Sie sagten, das seien nicht «alle». Es ist wahr, auch die verschiedenen Gruppen müssen einmal allein beraten können. Trotzdem, da nun einmal so viele Bischöfe beisammen waren, konnten viele, sehr viele es nicht verstehen, warum sie nicht auch mit den nun einmal anwesenden Priestergruppen «gemeinsam» überlegen wollten. Es waren die bedrängtesten Glieder des Gottesvolkes! Es waren Glieder, die «Engagement» und «echte Mitverantwortung» (vgl. Konzilsdekret über Dienst und Leben der Priester) verlangten. Die Erklärung selbst zitiert diese Stelle des Konzilsdekrets. Man konnte ja zum Beispiel anstelle des folkloristischen Abends einmal wenigstens für ein paar Stunden gemeinsam überlegen. Doch lassen wir das ...

Schließlich: «Auf allen Gebieten der Wissenschaft und der Theologie muß die Forschung über den Auftrag des heutigen Amtspriestertums angeregt, ermutigt und vertieft werden.» Das ist das dritte und letzte «Ergebnis» dieses Symposions, das bekanntgegeben wurde. Wirklich, mußte man für diese Gemeinplätze drei Tage zusammenkommen? Natürlich nicht. Es haben sich offenbar «Meinungen gebildet», aber sie werden nicht mitgeteilt. Man hat die Probleme nun wenigstens «präziser formuliert»; aber wie viele Priester und Laien (!) leiden unter diesen Problemen und werden dadurch an der Kirche fast irre! Warum verschweigt man ihnen die «präzisere Formulierung»? Was haben sie vom Anruf des Heiligen Geistes gehört und wie haben sie darauf «besser» geantwortet?

Sicher, dieses Symposion war keine Bischofskonferenz. Es konnte überhaupt keine irgendwie verbindlichen Aussagen machen oder Weisungen geben. Auch da haben die Massenmedien «manipuliert» und falsche Hoffnungen geweckt. Aber um so freier hätte das Symposion reden können! In Uppsala ließ das Staatssekretariat den P. Tucci SJ eine sehr progressive Rede halten, die der Papst zuvor nicht gesehen hatte, damit der Papst dadurch nicht gebunden sei. Tatsächlich hat er dann in Genf diese Rede da und dort modifiziert. Aber Tuccis Rede hat das Gespräch außerordentlich befruchtet. Ein Gleiches wäre es wohl hier gewesen. Nicht eine Bischofskonferenz wäre durch klare Aussagen, Vorschläge, Meinungen gebunden gewesen, aber das Gespräch mit allen Gliedern des Gottesvolkes hätte einen enormen Aufschwung genommen. Kann man es denen, die vor Ungeduld fast zerspringen, weil es ja um ihr eigenes Leben geht, verübeln, wenn sie nach diesem Symposion resigniert sagen: Die wollen ja gar kein Gespräch, sie reden nur über das Gespräch! Kann man es ihnen verargen, wenn sie von feudalen Denkmodellen reden, von denen die Bischöfe immer noch nicht loskommen, obwohl sie alle möglichen «Zeichen» gesetzt haben in Kleidung, Lebensstil und Sprache, die eigentlich ein anderes Vorgehen «bedeuten»? Es ist nun einmal so, auf diese Weise wird mit der Glaubwürdigkeit ein böses Spiel getrieben.

Ich greife einen Punkt heraus: den Zölibat. Er ist heute eine der meist diskutierten Fragen, was den Priester anbelangt, und die Affekte geraten dabei in Wallung. Eine klare, ruhige und sachliche Darlegung ist kaum mehr zu bekommen. Ein Problem liegt aber vor. Mit den alten Begründungen für den Zölibat

kommt man in unseren Ländern nicht mehr an. Das hat die Enzyklika des Papstes gezeigt. Statistiken über Umfragen schwirren herum. Sie widersprechen einander. Oft isolieren sie auch das Problem derart, daß man sie als wertlos beiseitelegt.

Man weiß, daß das Symposion in elf Ländern Europas Untersuchungen über diese Frage angestellt hat. Man weiß auch, daß diese zwar nicht wissenschaftlich, aber doch brauchbar für einen Überblick sind. Die Untersuchung wurde von den verschiedensten Leuten angestellt, jedoch geleitet und gesammelt von Msgr. Dr. J. Dellepoort, der dafür ein geeigneter Mann schien, denn er ist Direktor des Instituts für Europäische Priesterhilfe, das 1960 gegründet wurde und seinen Sitz in Maastricht (Niederlande) hat. Aufgabe des Instituts ist es einerseits, die Priesternot in verschiedenen europäischen Ländern durch innereuropäischen Austausch zu lindern, andererseits die wachsende Problematik des Priestertums überhaupt zu studieren, zu welchem Zweck es auch Arbeitsausschüsse gebildet hat und Kongresse (wie Luzern 1967) veranstaltet. Es besitzt auch eine Zweigstelle in Madrid, dessen Direktor Ramon Echarren ist. An zwei Nachmittagen legten diese beiden Direktoren, die auch zum elfköpfigen Vorbereitungskomitee (aus elf Ländern) dieses Symposions gehörten, die großen Linien oder die sich in der Priesterfrage abzeichnenden «Trends» den Bischöfen vor, wobei Dellepoort das Verhältnis des Priesters zur Welt behandelte (mit besonderer Berücksichtigung des Zölibats), während Echarren die Stellung des Priesters in der Kirche darlegte. Beide beschränkten sich auf den bloßen Rapport der Umfrage. Im folgenden bringen wir den vollen Text des Berichtes von Dellepoort, da der Presse nur ein knapp eineinhalbseitiger Auszug zur Verfügung gestellt werden konnte; den Auszug der Darlegungen von Echarren fügen wir der Vollständigkeit wegen bei.

Freilich ergibt sich daraus nur ein Bild, um welche konkrete Fragen es ging. Genaue Ziffern sind daraus nicht ersichtlich. Noch weniger, welche Stellung die Bischöfe eingenommen haben. Dazu hat lediglich Kardinal Suenens in seinem Vortrag auf «völlig persönlicher Basis», aber doch nach eingehenden Gesprächen mit verschiedenen Bischöfen des Symposions (er schrieb diese Zeilen erst um ein Uhr in der Nacht vor seinem Vortrag am letzten Tag des Symposions), folgendes verlauten lassen:

1. Allgemeine Bemerkungen

Es ist klar, daß

- a) das Zölibatsproblem, das im Vordergrund der Öffentlichkeit steht, in den Gesamtzusammenhang des priesterlichen Lebens und der Kirche in der Welt gestellt werden muß,
- b) dieses Problem nicht notwendig mit dem Mangel an Berufungen verbunden werden muß. Die protestantischen Kirchen in England haben zum Beispiel etwa 3000 freie Stellen, obwohl sie verheiratete Priester haben,
- c) die Diskussion keinen Wert hat und unsachlich wäre, wenn sie nicht auf dem vollen und lebendigen Glauben an unseren Herrn und in der Kirche gegründet ist,
- d) solch objektive Untersuchung nicht unter dem Druck von partiellen Umfragen oder störenden Demonstrationen gemacht werden kann,
- e) die Treue zum freiwillig gewählten Zölibat bestehen bleibt.

2. Hauptlinien für die Zukunft

- a) Das Verständnis für den evangelischen Wert eines freigewählten Zölibats muß vertieft werden.
- b) Die ganze kirchenrechtliche Gesetzgebung muß – was die Dispensen vom Zölibat betrifft – in vieler Hinsicht revidiert werden.
- c) Eine tiefgehende Studie über die wesentlichen und die zusätzlichen Elemente des priesterlichen Lebens sowie den Charakter des Weisakramentes muß erstellt werden.
- d) Die Möglichkeit, bereits verheiratete Männer zum Priestertum zuzulassen, muß für Gegenden mit zu geringem Priesternachwuchs ernstlich erwogen werden, um der seelsorglichen Not zu begegnen.

Dies sind persönliche Ansichten von Kardinal Suenens. Ob bei der Meinungsbildung der Bischöfe ein diesen Hauptlinien mehr oder weniger entsprechendes Programm aufgestellt wurde, ist nicht gesagt worden.

In den Diskussionen der Presseversammlung wurde von Kardinal Suenens erklärt, in seiner Diözese wolle eine Mehrheit von Priestern, wenn auch eine knappe, daß der Zölibat beibehalten werde so wie er jetzt besteht, eine größere Mehrheit wolle von dem schon übernommenen Zölibat persönlich nicht gelöst werden und eine erdrückende Mehrheit wolle, daß der Zölibat als priesterliches Ideal betrachtet werde.

In der Schlußerklärung des Symposions, die das Sekretariat herausgab, heißt es: «Manche Priester lehnen die pflichtmäßige Verbindung von Zölibat und Priestertum ab. Andere – und ihre Stimmen überwiegen – verlangen eine vertiefte Begründung des Zölibats sowie eine Verbesserung der Voraussetzungen für ihren priesterlichen Dienst; sie versprechen sich davon eine bessere Hilfe für ihr Engagement.»

Diese Sätze widersprechen anscheinend dem Bericht von Dellepoort und mit Sicherheit einer wissenschaftlichen Untersuchung der Universität Löwen, die allerdings nur im dortigen Universitätsmilieu angestellt wurde (Professoren, Studenten, Priester, Seminaristen und Laien), nach der von 142 repräsentativen Priestern 130 eine Entkuppelung von Priestertum und Zölibatsverpflichtung als nützlich, notwendig, unerlässlich, opportun, dringlich betrachten und nur 10 dagegen sind, während 2 starke Vorbehalte haben. Von 71 Seminaristen sind 64 für Entkuppelung, 2 dagegen. Von 67 Laien sind 58 dafür und 9 dagegen. Die 280 Antworten auf diese Umfrage kommen von 184 Belgiern, 54 von andern europäischen Ländern (darunter 12 aus Spanien, 10 aus Italien), 16 Lateinamerikanern, der Rest verteilt sich auf die übrige Welt.

Aus all diesen Angaben zusammen ergibt sich kein klares Bild. Vielleicht hatten die Bischöfe des Symposions selber keines und verlangten deshalb neue Untersuchungen. Man sollte aber nicht übersehen, daß die Situation dringlich wird. Einem kochenden Topf soll man den Deckel abheben! Das zögernde Hin und Her, das Verschleiern und Ausweichen bedeutet den Deckel! Deshalb forderte der spanische Primas, Kardinal *Tarancon*, ein gradliniger Mann: «Die Entscheidung in der Frage des Zölibats muß ganz bewußt und reflex getroffen werden.» Zuvor hatte er bemerkt, daß kein Bischof im «Alleingang», ohne Mitarbeit und Mitverantwortung seiner Priester, seine Kriterien ändern aufzwingen dürfe, andererseits aber auch dem Immobilismus widersprochen: «Er ist das einzige, was man nicht darf.»

Die Bischöfe waren in Chur wie ein Pferd, das vor einem Hindernis plötzlich scheut, hoch geht und nicht springt. Der Reiter führt es einen kleinen Bogen, hält die Zügel lockerer und setzt nochmals an. Das zweite Mal gelingt's! Es sind nicht die schlechtesten Pferde, die so scheuen. Sie verderben nur die «Schau», aber das ist nicht so wichtig.

Mario von Galli

Der Priester in einer sich ändernden Welt

Bericht von Msgr. Dr. J. Dellepoort

Nach den Erläuterungen über Sinn und angewandte Methode der Umfrage brauche ich nur zu sagen, daß ich mir die Aufgabe gestellt habe, aus den Antworten die Hauptpunkte herauszugreifen, die die Grundlage bilden können für eine nachfolgende Diskussion. Einige Bemerkungen gelten der Interpretation der eingegangenen Äußerungen.

Mit Freude bin ich an die Arbeit gegangen, weil die Umfrage ein Mittel ist, die Priester, um die es sich handelt, auf diesem Symposium zu Wort kommen zu lassen. Mein Thema ist, einen Überblick zu geben über die

Antworten hinsichtlich der Aufgaben des Priesters in der Welt von heute. Daß dies nicht eine akademische Frage ist, sondern eine Frage, die viele Priester heute zutiefst berührt, erfahren wir jeden Tag. Man hat manchmal den Eindruck, daß die Diskussion um das Priesterbild gerade auch darum so brennend geworden ist, weil sich das Konzil verhältnismäßig wenig dazu geäußert hat. Die Bischöfe sollten sich mehr um ihre Priester kümmern: das ist ein Notruf, der immer wieder laut wurde in dieser Umfrage.

Das Priesterbild

► Erste Feststellung: In jedem Land haben die Priester den bestimmten Eindruck, daß ihre Bedeutung in der Einschätzung der heutigen Menschen beständig abnimmt und daß ihre Rolle in der Gesellschaft sich von Grund auf ändert.

Es wird etwa gesagt: die Physiognomie des Priesters zerfließe; es vollziehe sich ein psychisches Drama; man fühle sich trotz einer wachsenden Hingabe weniger nützlich.

Oder es heißt: Desorientierung. Man fühle sich in der menschlichen Gesellschaft nicht mehr integriert, man sei ein «heiliger Außenseiter». Oft haben Priester den Eindruck, man dulde sie zwar noch, nehme sie aber nicht mehr ernst, gerade weil sie in mancher Hinsicht nicht kompetent seien. Andere registrieren eine Kontaktstörung zwischen sich und den Mitmenschen. Die einst zentrale Stellung im Volk scheint vorbei zu sein, der neue Standort noch nicht gefunden.

► Zweite Feststellung: Das traditionelle Bild des Priesters als eines Kultdieners erscheint mehr und mehr verblaßt und unfähig, Interesse und Achtung hervorzurufen. Ohne auf die kultische Funktion verzichten zu wollen, suchen die Priester von heute mehr den Kontakt mit den Menschen, und zwar dort, wo sie leben und arbeiten. Diese Akzentverschiebung ist besonders bei jungen Priestern festzustellen; es gibt sie aber auch bei den übrigen Altersstufen. Manche Priester scheinen «kultusmüde» zu sein; manchen erscheint der Kultus in seiner gegenwärtigen Form als Hindernis; andere sprechen von einer Isolierung des Priesters durch die bisherige Überbetonung des Kultischen. Es fallen auch harte Äußerungen wie «Zeitverlust» angesichts der vielen Andachtsformen und religiösen Ausdrucksweisen.

Nach der Erfahrung vieler Priester ist die traditionelle Seelsorge ohne Einfluß auf das Leben des modernen Menschen. Sie ist zu isoliert, zu apologetisch und zu wenig ökumenisch. Junge Priester beklagen sich verschiedentlich darüber, daß ihre Initiativen auf pastoralem Gebiet von den kirchlichen Vorgesetzten überhört werden. Für einzelne Befragte scheint sich ein Graben aufzutun zwischen Priestern und Gläubigen einerseits, für die das Kultische von zentraler Bedeutung ist, und andern Priestern und militanten Christen andererseits, die vor allem darauf dringen, die Frohbotschaft im Leben und im Arbeitsmilieu zu verkünden und zu vergegenwärtigen.

► Dritte Feststellung: Als Idealbild schwebt vielen Priestern der Mann vor, der in direktem Kontakt steht zu den Menschen und der darauf bedacht ist, ihre konkreten Anliegen und persönlichen Nöte aufzuspüren. Jüngere Priester erheben fast allgemein die Klage, daß sich der Priester sozial zu wenig engagiere und kaum fähig sei, den Mitmenschen auf gleichem Niveau zu begegnen.

Vom traditionellen Typ des Seelsorgers aus wird oft bemerkt, die Kirche bemühe sich zu einseitig um die Kinder; in ihren Kontakten und Arbeitsmethoden habe sie eine Art Infantilismus aufgebaut; den Erwachsenen sei sie jedenfalls nicht in geeigneter Weise begegnet.

In diesem Zusammenhang wird immer mehr die Notwendigkeit einer Spezialisierung für bestimmte Aufgaben gefordert. Der Priester soll auf seinem Gebiet ein Fachmann sein.

Der Wunsch nach Reduzierung der Zahl der Religionsunterrichtsstunden wird laut. Viele Priester aus verschiedenen Ländern stellen fest, daß sie zu sehr an den Schuldienst gebunden seien. Ihre Zeit sollte für andere Seelsorgsaufgaben eingesetzt werden können.

► Vierte Feststellung: Parallel zum Werden eines neuen Priesterbildes erfolgt einerseits eine größere Annäherung zwischen Priestern und Laien, andererseits eine Entfremdung zwischen jüngerem und älterem Klerus. Ansätze einer guten Zusammenarbeit zwischen Priestern und Laien findet man in manchen Ländern in den Arbeitsgruppen der Katholischen Aktion. Wo sich andererseits der Gedanke des gemeinsamen Priestertums der Gläubigen stark durchgesetzt hat, will man kaum noch einen Unterschied gelten lassen zwischen Priestern und Laien, was deren kirchlichen Dienst betrifft.

Das Generationenproblem innerhalb des Klerus ist sehr stark, obwohl dies natürlich nicht allein vom Lebensalter abhängt. Die zwei Pole sind einerseits Ehrfurcht für die Tradition, kirchliche Strukturen und Kirchenrecht und andererseits ein feineres Fingerspitzengefühl für das Phänomen der Säkularisierung und für den heutigen Sinn des Evangeliums.

Die wesentliche Frage, die sich hier stellt, ist: Welches ist die Sendung der Kirche und welche Form soll die kirchliche Autorität in der Welt von heute haben?

Hier zeigt sich in der Umfrage ein sehr starkes Echo.

Im allgemeinen wünschen die Priester die traditionellen kirchlichen Strukturen stark aufzulockern. Man beklagt sich über die bourgeoise Haltung der Kirche. In mehreren Ländern möchte man das Bild der Kirche, insofern es charakterisiert ist durch Macht und «System», beseitigen. Jede Identifikation mit einer politischen Partei wird abgelehnt. Die Suche nach einer neuen kritischen Stellungnahme gegenüber sozialen und politischen Fragen auf Grund des Evangeliums wird als sehr wichtig gesehen.

Das neue Priesterbild entwickelt sich in der Richtung einer Pluriformität des priesterlichen Wirkens, seines Lebens und seiner Ausbildung. Wird diese Pluriformität realisiert, so vermindert sich auch die Spannung zwischen den Generationen innerhalb des Klerus.

Es scheint wichtig, in diesem Zusammenhang zu bemerken, daß in allen Ländern sehr viele Beschwerden erhoben werden über eine unzulängliche Vorbereitung und Ausbildung hinsichtlich der Probleme, die der Priester heutzutage als seine Aufgabe sieht. Den komplizierten Problemen gegenüber, die durch Industrialisierung und Urbanisierung hervorgerufen worden sind, fühlt man sich perplex und nicht gewachsen. Überdies sagen viele jüngere Priester, daß sie aus dem Seminar gekommen sind ohne ausreichende Kenntnisse der Wissenschaften, die die Menschen und die Gesellschaft betreffen, und daß sie sich selbst vorkommen wie Menschen ohne Erfahrung, unerwachsen und fremd in der Welt. Man fordert deshalb eine Weiterführung der Ausbildung, einen neuen Lebens- und Arbeitsstil und besonders ein Ernennungsverfahren mit Rücksicht auf persönliche Fähigkeiten. All dies gehört aber zu der innerkirchlichen Problematik, die im Bericht von Msgr. R. Echarren (siehe unten) behandelt werden wird.

Nun habe ich noch die Aufgabe, über den Zölibat zu sprechen, über den an eine bestimmte Frist gebundenen priesterlichen Dienst und über damit zusammenhängende Probleme.

Der priesterliche Zölibat

Wenn ich nun das Zölibatsproblem anschneide, so wird zweifelsohne von mir erwartet, daß ich dieser Sache besondere Aufmerksamkeit widme. In ihren Antworten appellieren die Priester an die Bischöfe und ihre Verantwortung, daß sie dieses Problem nicht länger umgehen dürfen. Wenn auch der Pflichtzölibat an sich kein Kernproblem ist, so ist er deswegen doch ein brennendes Problem ersten Ranges. Deswegen ist es nicht verwunderlich, daß die Befragten aller Länder eine offene Diskussion über dieses Problem fordern. Es wird gesagt, die Kirche müsse sich auch hier glaubwürdig machen, indem sie beweise, daß es ihr nicht in erster Linie um Gesetze und

Strukturen gehe, sondern um das Lebensglück vieler Priester, die in Gewissensnot sind, und um die neue Gestalt des Amtes für die Zukunft.

► Erste Feststellung: Die traditionelle Begründung des Zölibats aus theologischen Gründen kommt nicht mehr stark an. Auch nicht in jenen Ländern, wo man das Pflichtzölibat im allgemeinen beibehalten will. Gerade deswegen bittet man dort um ein erneuertes Erforschen der evangelischen Inspiration und der theologischen Begründung des Zölibats.

Man kann nicht achtlos daran vorbeigehen, daß diese Umfrage deutlich hervorhebt, daß der mystische oder eschatologische Sinn des Zölibats viele heutige Priester nur noch wenig anspricht.

► Zweite Feststellung: Der priesterliche Zölibat als Charisma wird überall als ein wesentliches Element für die Kirche geschätzt. Jeder will in diesem Sinn den Zölibat als Zeichen in der Kirche beibehalten. Auch in jenen Ländern, wo die Mehrheit hinter dem Zölibat steht, spürt man doch eine Verschiebung in der Betrachtungsweise, und zwar vom Gesetz zum Charisma. Diese Akzentverschiebung tritt gerade beim jungen Klerus aller Länder stark auf. In den Ländern, wo auf Entkupplung von Priestertum und Zölibat gedrängt wird, erwartet man dadurch eine neue Aufwertung des Zölibats: erst die freie Wahl werde dem Zölibat, so sagt man, die ganze Tiefe und den vollen Reichtum verleihen.

► Dritte Feststellung: In der Umfrage stellt sich heraus, daß das Motiv der Verfügbarkeit und Dienstbarkeit für die Menschen am besten ankommt. Man schätzt den priesterlichen Zölibat in seinem funktionellen Charakter.

In mehreren Ländern gibt es sehr viele Priester, die prinzipiell am Zölibat festhalten aus Ehrfurcht vor der kirchlichen Autorität oder aus traditionellen Gründen: der Zölibat wird im Glauben angenommen mit allen Schwierigkeiten, die er mit sich bringt. Die persönliche Motivierung scheint aber dann doch häufig auf der Ebene der Dienstbarkeit zu liegen. Auch dort, wo man eine sehr starke Abneigung dem Zölibatsgesetz gegenüber zeigt, spricht das Motiv eines größeren Verfügbareins noch viele Priester an.

► Vierte Feststellung: Die Haltung gegenüber dem priesterlichen Zölibat hängt wesentlich zusammen mit der Grundauffassung über Kirche und Priesterbild. Die Frage, was die Bischöfe konkret unternehmen sollen, wird deswegen sehr verschieden beantwortet. Es gibt Länder, die stärker traditionell geprägt sind. Dort sagt die große Mehrheit: Die Bischöfe sollen den Charisma-Charakter des Zölibats mehr betonen und die positiven Werte davon stärker hervorheben, um auf diese Weise die Beibehaltung des Zölibates sicherzustellen. Sie sollen die Priesterkandidaten erziehen lassen in Offenheit für alle menschlichen Werte und deswegen die Priesterweihe auf ein späteres Lebensalter verschieben. Vielfach wird in diesem Zusammenhang betont, es sei gerade im Hinblick auf das Zölibat wichtig, in Gruppen zu arbeiten und zu leben (équipes de travail, vie en communauté). In Ländern, in denen sich der Wandel des Kirchenbildes schon stark auswirkt, werden von den Bischöfen sofortige Initiativen für die freie Wahl des Zölibats und die grundsätzliche Entkupplung gewünscht. In einem Land sind alle Respondenten ohne Ausnahme dieser Meinung. Man verlangt dort, daß die ganze Problematik auf einmal in Angriff genommen werde. Man möchte keine Zwischenlösungen. Ein verheirateter Diakonat neben einem unverheirateten Priestertum wird deswegen als ein Ausweichen vor den Schwierigkeiten gesehen. Wenn der Zölibat wirklich ein Charisma mit funktionellem Charakter ist, so, sagt man dort, müssen die jungen Menschen auch in dieser Hinsicht die freie Wahl bekommen.

Anderswo betrachtet man diese Entwicklung als einen Anschluß an die Realität, nachdem man sich allzulange in dogmatischer Argumentation verlor und im Versuch stecken blieb, bestimmte kirchliche Strukturen aufrechtzuerhalten.

Vereinzelte Stimmen fordern ein Vorgehen, das die Koexistenz beider Priestertypen für die Zukunft vorbereitet.

Es wäre nun aber falsch, zwischen diesen Auffassungen eine allzu geographische Linie zu ziehen. Überall findet eine Entwicklung statt in der Richtung auf die freie Wahl des Zölibats; dieser Wunsch wird besonders von jüngeren Priestern zum Teil mit Affekt vorgebracht. Man sagt in diesem Zusammenhang sogar: Die Kirche habe eine heuchlerische Atmosphäre geschaffen.

Verschiedene Respondenten sagen, sie hätten den Eindruck, daß die Bischöfe den Pflichtzölibat zu erhalten suchen mehr aus Angst vor den Konsequenzen, als aus evangelischer Besorgnis für ihre Priester.

► Fünfte Feststellung: In allen Ländern sind die Priester vom Schicksal ihrer Kollegen, die heiraten, betroffen. Niemand mehr möchte sie ausschließen oder diskriminieren. Man möchte ihnen wenigstens helfen, in der Gesellschaft eine neue Funktion zu finden.

In den meisten Ländern führt man außerdem noch an, daß es die Pflicht der Bischöfe sei, diese Mitbrüder im kirchlichen Dienst zu behalten. Damit ist dann meistens gemeint: jede Form der Pastoralarbeit, ausgenommen das, was als spezifisch priesterliche Aufgabe betrachtet wird. Eine dritte Meinung ist sogar die, daß ein Weg gefunden werde, um einen heiratenden Priester auch völlig in seiner Funktion zu behalten, sei es erst nach einer Unterbrechungsperiode, in der er sich im neuen Lebensstatus bewähren kann.

► Sechste Feststellung: Die Spendung der Priesterweihe an verheiratete Priester wird von vielen als etwas Selbstverständliches betrachtet. Es wird ein Element sein, das aus dem neuen Priesterbild nicht wegzudenken ist. Wegen des Priestermangels, der die Kirche von heute bedroht, hält man vielerorts diese Lösung für unvermeidlich.

Einige Schlußbemerkungen auf Grund der Umfrage:

Das Unbehagen bezüglich des priesterlichen Zölibats ist allgemein. Man ist diskussionsmüde. Viele ältere Priester leben auch in einer Gewissensnot und sind überzeugt, daß etwas geschehen muß, weil sonst die Kirche ihre Glaubwürdigkeit verliert. Sie möchten die Treue derjenigen, die im Amt bleiben, honoriert sehen durch eine Neubewertung des Zölibats in der Kirche. Andererseits sind sich die jüngeren Priester am besten bewußt, wie schnell heutzutage die Zahl der Priesterweihen katastrophal zurückgeht. Viele sind überzeugt, daß die heutige von der Glaubenskrise kommende Neigung zur Desakralisierung des Amtes zu einer totalen Lösung zwischen Amt und Lebensstand führt.

Es wird also von beiden Seiten ein dringender Appell an die Bischöfe gerichtet!

Weitere Aspekte

Im Zusammenhang mit dem Thema über «die Rolle des Priesters in der Welt von heute» kommen in der Umfrage noch andere Aspekte zur Sprache.

1. Die Diskussion über ein full-time und ein part-time Priestertum, über ein hauptamtliches und nebenamtliches Presbyterat. Viel wird zwar nicht gesagt. Die Antworten sind Nebenbemerkungen. Haupteindruck ist, daß dieses Problem noch nicht allseitig erwogen ist. Die Terminologie ist nicht gleichlautend, die Begriffe noch verwirrt, wenigstens in dieser Umfrage. – Viele stellen sich die Frage: Was ist neu? Man hat ja schon Priester-Lehrer, Priester-Professoren, Priester-Soziologen, Priester-Journalisten, Priester-Arbeiter.

Für andere, meist jüngere Priester ist es klar, daß dies in Zusammenhang steht mit der Neubewertung der Rolle des Priesters in der Welt. Nach ihnen soll der Priester normalerweise einen weltlichen Beruf haben: für seine Integration in die Gesellschaft und im Hinblick auf seinen Wunsch, selbstän-

dig zu sein. Man bevorzugt dies auf einer prinzipiellen Grundlage oder sieht es auch als eine Konsequenz, wenn man verheiratete Männer zu Priestern weiht. – Es wird nicht so sehr als ein Problem betrachtet, vielmehr als ein Anliegen, das sich selbst lösen wird, im Zusammenhang mit der ganzen Kirchenerneuerung (Wochenendpriester).

Man ist nach wie vor davon überzeugt, daß die full-time Priester, die hauptamtlichen Presbyter – oder wie man es nennt –, eine Kerngruppe bleiben sollen, namentlich für die Leitung der Gemeinde.

2. Die Äußerungen zu einem fristgebundenen Priesteramt sind nicht sehr interessant. Im allgemeinen ist man wohl der Überzeugung, daß der Priester in einem bestimmten Alter pensioniert werden soll. Die jüngeren Priester betonen die Altersgrenze von 65 Jahren, und sogar einen fristgebundenen Amtstermin. Einige fügen hinzu: dies möchte auch für Bischöfe gelten. Nur in einigen Antworten spürte ich die Ansicht, daß es einem Priester erlaubt werden sollte, seine Amtsausübung zu beenden, wenn er «nichts mehr zu sagen hat», «keine Inspiration mehr hat».

3. Einige jüngere Priester in verschiedenen Ländern beantragen die Möglichkeit einer freieren Haltung der Hierarchie und den existierenden kirchlichen Strukturen gegenüber.

Der Unterschied zwischen Pfarrer und Kaplan sei zwecklos und wäre durch ein kollegiales Team zu ersetzen, wo jeder seine Spezialität einbringt. Man beschwert sich oft über die sehr unangenehmen Verhältnisse in den Pfarrhäusern. Man möchte teilweise eine eigene Wohnung, die Verfügung über die eigene Freizeit, besonders im Kontakt mit den Laien. Sie möchten jede Trennung in der Lebensweise, im Wohnumfeld und in der Entspannung durchbrechen, um zu einer vollständigen Integration mit der Welt zu gelangen. Andere, besonders in den südlichen Ländern, bevorzugen eine größere gegenseitige Bindung, gerade auch in der Freizeitgestaltung. Dies wird natürlich bedingt durch die Auffassungen über den Klerus, ob er einen eigenen Stand bildet oder nicht.

Dies steht aber in engstem Zusammenhang mit der innerkirchlichen Problematik, worüber mein spanischer Kollege (siehe unten) sprechen wird. Dies gilt in einem noch höheren Maße für die eigene Spiritualität der Priester, die ich in diesem Rahmen nicht behandeln werde.

Schlußbemerkungen

1. Die Umfrage beweist, daß die Priester einen viel engeren persönlichen Kontakt mit ihren Bischöfen wünschen, im Geiste des Dialogs und der Mitverantwortlichkeit.

2. Die Umfrage impliziert den Gedanken, ob es nicht wünschenswert wäre, in einigen konkreten Punkten eine streng wissenschaftliche Erhebung auf europäischer Ebene durchzuführen. Auch alle angelsächsischen Länder, Skandinavien und die Länder hinter dem Eisernen Vorhang werden darin einbezogen werden müssen.

3. Aus der Erhebung heraus stellt sich die Frage, ob die Hauptbedeutung dieses Symposiums nicht etwa darin liegt, daß eine communis opinio entsteht über die Opportunität der Vergrößerung der Verantwortung der nationalen oder regionalen Bischofskonferenzen in einigen bestimmten Bereichen. Das wäre im Sinne des Vatikanischen Konzils und könnte als Desideratum den Behörden in Rom unterbreitet werden.

Dr. J. Dellepoort, Maastricht

Probleme des Klerus in der Kirche

Persönliche Aspekte

► Priesterliche Ausbildung

– Der Priester soll eine Ausbildung erhalten, die ihm den Dialog ermöglicht mit dem «Glauben unserer Väter» und zugleich mit den Menschen unserer Zeit.

– Es wird von den Priestern sehr viel verlangt, ohne daß man sie vorher den heutigen Bedürfnissen entsprechend ausgerüstet hätte.

► Religiöses und geistliches Leben

– Es besteht die allgemeine Überzeugung, daß die traditionellen Formen der Spiritualität der heutigen Zeit kaum oder gar nicht mehr entsprechen.

– Es fehlt eine innere Verbindung zwischen Seelsorge und persönlicher Spiritualität.

► Affektives Leben

– Der Priester leidet nicht selten an persönlicher Reife.

– In «Gruppenarbeit» wirkt er aggressiv, empfindlich, extrem und frustriert.

– Die wichtigsten Gründe dafür wären:

1. Er wird von der kirchlichen Autorität als minderjährig behandelt.

2. Er fühlt sich überflüssig in seiner Arbeit.

3. Er hat mit der kirchlichen Autorität anonyme, formalistische und distanzierte Beziehungen.

► Kirchliche Disziplin

– Zu viele veraltete und unpassende Normen.

– Das kirchliche Strafrecht ist archaisch und unwirksam.

– Der junge Priester hält nicht viel von kirchlichen Vorschriften.

Aspekte der kirchlichen Struktur

► Status und Funktion des Priesters in der Kirche

– Tiefgreifende Unsicherheit über seine priesterliche Funktion. Soll er ein Mensch wie jeder andere sein? Soll er weiterhin ein «Privilegierter» sein?

– Er hat das Gefühl, einer Klasse anzugehören, die ihr Prestige verlor.

– Er ist in einer unwirksamen, bürokratischen, improvisierten und aktivistischen Seelsorge eingespannt.

– Er hat wenig freie Zeit und Entspannung.

– Er hat das Gefühl, daß seine Vorschläge nicht ankommen.

► Diözesanorganisation

– Der Priester fühlt sich abseits, weil er an den Entscheidungen nicht teilnehmen kann.

– Viele Strukturen bleiben auf dem Papier, ohne verwirklicht zu werden.

– Man verurteilt die kuriale Verwaltung, die im Dienste der Seelsorge sein sollte.

– Viele Strukturen sind wenig dynamisch und flexibel hinsichtlich der Weltentwicklung.

– Es fehlt an Dialogmöglichkeit, Information und Wahrhaftigkeit.

– Der Aufbau der Diözese soll im Dienste der Gläubigen stehen. Infolgedessen sollte niemand dem System geopfert werden.

– Die Ernennungen und Versetzungen von Priestern sollten vom seelsorglichen und persönlichen Standpunkt aus gerechtfertigt werden. Das Streben nach «Karriere», Bevorzugung und kirchlichen «Benefizien» sollte abgeschafft werden.

– Der Luxus, auch der bloß scheinbare, und die wirtschaftliche Unausgeglichenheit unter den Priestern erregen Anstoß.

► Beziehungen mit dem Bischof

– Notwendigkeit einer persönlichen und ehrlichen Beziehung.

– Kollegiale Zusammenarbeit und positive Bewertung der Mitverantwortung.

Ramon Echarren, Madrid

DIE KIRCHE IN INDIEN HEUTE

Das Nationale Seminar in Bangalore

Während der Pfingstnovene vom 15.–25. Mai tagte in *Bangalore* das Nationale Seminar mit dem Thema «Die Kirche in Indien heute», wohl das bedeutendste Ereignis in der Geschichte der indischen Kirche in diesem Jahrhundert.

Nach diesem historischen Treffen mit ca. 600 Teilnehmern und Gästen fuhr ich zurück in die Vorberge des Himalaya, nahe bei Darjeeling. Die Straße führt an steilen Hängen entlang, zusammen mit einer schmalspurigen Eisenbahn, man nennt sie «toy-railway», die längst ihre Nützlichkeit überlebt hat und ein Verlustgeschäft geworden ist. Die Regierung unterhält sie mit großen Subsidien, um den Leuten hier in den Bergen Beschäftigung zu geben. Außerdem ist sie ein Stück der Darjeeling-Romantik aus alter Zeit. Letztes Jahr wurde die Straße durch Landrutsche arg beschädigt und die Bahn lag ein halbes Jahr still. An vielen Stellen wird immer noch emsig gearbeitet: Frauen und Kinder schleppen Steine und Sand, und jeder, der mauern kann, erhält Extralohn. Wie lange wird das noch so weitergehen? In ein paar Tagen beginnt wieder die Regenzeit, dann kommen die Geröllhalden von neuem in Bewegung, das lockere Gestein wird die Straße verschütten oder ein Stück herausreißen, und dann wird man wieder reparieren. Man kämpft gegen die Geologie. Einmal wird man einen starken Entschluß fassen und eine andere Straße bauen müssen.

Auch das Seminar in Bangalore bedeutet so etwas wie einen starken Entschluß der indischen Kirche, sich in die Bewegung der heutigen Welt hineinzupassen. Man hat in den letzten Jahren wahrlich viel über die Probleme der Kirche in Indien und der ganzen östlichen Welt gesprochen. Wir stehen mitten in einem Wandlungsprozeß, der mit der Entkolonialisierung erst begonnen hat und dessen Endergebnis noch lange nicht in Sicht ist. Die Welt, in die die indische Kirche einst hineingebaut wurde, löst sich auf. Man hat immer wieder unmittelbare Gefahren beschworen und bestehende Strukturen verstärkt. Man kann wohl noch eine Zeit so weitermachen, man

wird immer Arbeit haben in diesem System, sogar mehr als man bewältigen kann, und man kann sogar noch etwas von alter Missionsromantik retten. Aber einmal muß diese Kirche doch ernstlich planen: Wo stehen wir denn eigentlich? Was geschieht rings um uns herum? Was wird aus dem neuen Indien? Und was hat die Kirche in dieser werdenden Welt zu tun? Das genau war das Thema des Nationalen Seminars in Bangalore: Die Kirche in Indien heute.

Initiative und Vorbereitung von unten

Die Geschichte begann mit einem kleinen Komitee, das 1966 von der indischen Bischofskonferenz beauftragt wurde, die Situation der Kirche in Indien zu studieren und Wege zu gemeinsamer Planung vorzuschlagen. Jeder Bischof hatte seine eigenen Probleme und Projekte; Genossenschaften und Institutionen, alle arbeiteten oder experimentierten in ihrer je eigenen Weise. Als Heilmittel dachte man zuerst an ein zentrales Institut für gemeinsame Planung. Aber eine solche Gründung braucht lange Zeit und bleibt auf Fachleute beschränkt. An einem kleinen Treffen am 27. Oktober 1967 entschied man sich für ein Seminar. Alle Kräfte, die an der Erneuerung der Kirche mit-planen und mit-arbeiten, sollten sich in gegenseitigem Austausch begegnen. Man konnte weite Kreise einbeziehen. Es ging um eine Bewegung, nicht um eine Institution. Am 26. Februar 1968 wurden in Delhi die Grundlinien für das Seminar ausgearbeitet.

Bei der Ankunft in Bangalore hatte jeder Delegierte vier Bücher in der Hand und einige Hefte, zusammen über 1700 gedruckte Seiten, die das vorbereitende Material enthielten. Der erste Band enthielt die sieben Orientierenden Studien (Orientation Papers), die von Gruppen von Fachleuten verfaßt waren, um einen Überblick über die Situation Indiens und der Kirche in Indien zu geben: 1. Über die Sendung der Kirche in Indien – eine grundsätzliche Orientierung aus dem Geist des Konzils – 2.–5. Die

Kräfte, die das heutige Indien formen: sozio-ökonomische Kräfte, politische Kräfte, kulturelle Kräfte, religiöse Kräfte – 6. Die Verantwortung der Kirche im heutigen Indien, angesichts dieser Kräfte – 7. Personal und materielle Mittel. Diese letzte Zusammenstellung erschien erst ganz spät und wurde als getrenntes Heft gedruckt, leider, denn sie enthält wertvolles statistisches Material, das für die Vorarbeiten des Seminars nützlich gewesen wäre.

Die zahllosen Fragen, die auf dem Seminar zur Sprache kommen mußten, wurden auf 16 Werkkreise verteilt: 1. Spiritualität, 2. Liturgie und Katechese, 3. Evangelisierung, 4. Dialog mit andern Religionen, 5. Indische Kultur, traditionell und modern, 6. Erziehung, 7. Sozio-ökonomische Tätigkeiten, 8. Ziviles und politisches Leben, 9. Kommunikationsmedien, 10. Führerschaft und Autorität, 11. Die Familie, 12. Arbeiterwelt, 13. Ökumenismus, 14. Personal und Finanzen, 15. Gesundheitsdienst und soziale Arbeit, 16. Seelsorge. Für jeden dieser Werkkreise wurde von einem Team ein Werkbuch verfaßt, das als Grundlage der Diskussionen dienen sollte. Sie wurden zusammen in zwei Bänden gedruckt.

Mit dieser allgemeinen und spezialisierten Orientierung war die Voraussetzung für die praktische Vorbereitung gegeben. Man mußte auf regionaler Basis anfangen. Indien beheimatet viele sprachlich, kulturell und ethnisch verschiedene Volksgruppen, tiefe soziale Unterschiede. Ein Nationales Seminar konnte nur dann wirklich universalen Charakter beanspruchen, wenn all diese Verschiedenheiten zu Wort kamen. Zuerst wurden also 14 Regional-Seminare in den Hauptzentren des Landes organisiert. Außerdem hielten 48 Diözesen ihre Diözesan-Seminare ab. In 15 Priesterseminaren hielten die Alumnen ihre eigenen Seminare. Dazu trafen sich noch andere Gruppen und hielten ihre vorbereitenden Beratungen.

Das angehäuften Material war natürlich viel zu groß und auch im Wert zu unterschiedlich, als daß es an alle Mitglieder des Nationalen Seminars hätte verteilt werden können. So traf sich im Februar 1969 eine kleine Gruppe in Delhi, die das ganze Material sichtete und die Hauptergebnisse geordnet zusammenstellte. Der Ertrag dieser Arbeit ist der vierte gedruckte Band, den alle Delegierten erhielten. Nirgendwo wird man so viele Einblicke in das wirkliche Denken indischer Christen aus allen Teilen des Landes finden wie in diesem Band «Preparatory Seminars, an Assessment» (Vorbereitende Seminare, eine Auswertung).¹

Und die Hierarchie?

Eines der schwierigsten Probleme des Seminars war das rechte Verhältnis zur Hierarchie. Die Bischöfe mußten irgendwie einbezogen werden, sonst wäre ja doch alles Planen unwirksam geblieben. Der entscheidende Schritt wurde getan, als Kardinal *Gracias* von Bombay, zugleich Vorsitzender der indischen Bischofskonferenz, gebeten wurde, das Präsidium des Organisationskomitees zu übernehmen. Damit war das Seminar grundsätzlich von der Hierarchie akzeptiert. Ursprünglich wollte man für das Seminar selber nicht mehr als etwa zehn Bischöfe einladen, damit das Gewicht der Autorität nicht die Redefreiheit behindere. Als es aber klar wurde, daß dieses Seminar tatsächlich das entscheidende Ereignis in der Kirche Indiens auf weite Sicht sein werde, mußte man doch alle Bischöfe zuziehen.

Auch die Frage der Verantwortung der Bischöfe mußte geklärt werden. Da das Seminar unter den Auspizien der Hierarchie abgehalten wurde, fühlten sich manche Bischöfe für alles, was in den Werkheften und anderswo gesagt wurde, verantwortlich. Andererseits aber gehört es zum Wesen eines Seminars, daß es freie Meinungsäußerung garantiert und daß Ergebnisse nicht auferlegt, sondern durch offene Diskussion erzielt werden. Fast kam es zu einer Krise. Endlich wurde die Formel angenommen, daß die Hierarchie zwar verantwortlich sei, daß das Seminar stattdessen, aber Diskussion und Ergebnisse vom Seminar selber verantwortet werden müssen. Für Beschlüsse werden die Bischöfe erst verantwortlich, wenn sie sie nach dem Seminar sich selber zu eigen machen.

¹ Die Bände mit den Orientierenden Studien, den Werkheften und der Auswertung der vorbereitenden Seminare sind erhältlich: C. B. C. I. Centre, Alexandra Place, New Delhi 1, India.

Tatsächlich wurde der demokratische Charakter des Seminars in Bangalore eifersüchtig aufrechterhalten. Jede Bevormundung durch die Hierarchie war ausgeschlossen.

Es wäre nun aber völlig falsch, aus solchen Bestrebungen zu schließen, daß ein gespanntes Verhältnis zur Hierarchie bestanden habe. Es ist tatsächlich erstaunlich, wie gut sich die meisten in die neue Rolle gefunden haben, Bischöfe und Laien. Am Schluß des Seminars wurde bemerkt, daß in diesen Tagen niemand mehr an Achtung gewonnen habe als die Bischöfe. Das war sicher richtig. Die Bereitschaft, mit der sie ihren vollen Beitrag leisteten, ohne auf Amtsautorität zu pochen, die Einfachheit, mit der viele von ihnen am täglichen Leben des Seminars teilnahmen und zusammen mit Priestern und Laien den rechten Weg in die Zukunft suchten, hat zu einem neuen Verhältnis des Vertrauens zur Hierarchie geführt.

«Ich kam, sah, hörte und – wurde besiegt»

Es war gewiß nicht immer leicht. In seiner Schlußansprache gab Kardinal *Gracias* zu, daß er und manche andere «mit einem gewissen Unbehagen zum Seminar gekommen seien, mit einem Gefühl von Furcht und Angst, sicherlich nicht mit überspannten Hoffnungen». Aber er fuhr fort: «Am Schluß all dieser Beratungen muß ich mit Dankbarkeit gegen Gott und gegenüber den Teilnehmern und mit innerer Freude zugeben, daß ich kam, sah, hörte, beobachtete und – nicht siegte, sondern besiegt wurde. Aus dem ermüdenden Prozeß dieser zehn Tage sind wir geläutert hervorgegangen, gestärkt und voll von christlicher Hoffnung.»

Zum ersten Mal in der Geschichte der indischen Kirche trafen sich Bischöfe, Priester und Laien auf der Ebene der Gleichheit und in voller Offenheit, die keine Tabus duldete. Probleme werden nicht gelöst, wenn man sie in Schweigen begräbt. Wo die Seminarteilnehmer ein wirkliches Problem sahen, da nannten sie es beim Namen.

Ein Beispiel ist die Haltung gegenüber «*Humanæ vitæ*». Der Werkkreis über Familie wies auf die Probleme hin, die sich aus der Enzyklika ergeben: zunächst für die Familien selber, die wahrlich eine schwere Last zu tragen haben; sodann für bestimmte Berufe, namentlich Ärzte und Pflegepersonal, besonders wenn sie in Regierungsdienst stehen oder in öffentlichen Kliniken arbeiten; Probleme der Loyalität der Regierung gegenüber, die ihre Politik der Geburtenregelung energisch durchführt, weil ein jährlicher Bevölkerungszuwachs von über 12 Millionen einfach untragbar ist; finanzielle Lasten, wenn bei größerer Kinderzahl Zuschüsse gestrichen werden; endlich der Gewissenskonflikt, der sich aus den verschiedenen Interpretationen ergibt, die die Enzyklika von den Bischofskonferenzen in andern Ländern erfahren hat. Am Schluß steht die Bitte, «daß wirksamere christliche Führung gegeben werde zu einer Lösung, in der die Kirche ihre Heilssendung besser erfüllen kann». Mit Bezug auf die gleiche Enzyklika wurde im Werkkreis über Führung und Autorität gewünscht, daß die Bischöfe nicht im Namen der ganzen Kirche ihre Unterwerfung ausdrücken mögen, ohne zuerst die Gläubigen zu befragen.

Es wurde viel kritisiert und viele Reformen wurden vorgeschlagen. Manche Teilnehmer waren erstaunt und vielleicht schockiert über den Freimut der Aussprache. Aber das Seminar hat die Probe der Wahrhaftigkeit bestanden. Die Kritik wuchs nicht aus Bitterkeit oder Neuerungsstucht, sondern aus dem intensiven Bewußtsein der Mitverantwortlichkeit aller am Leben der Kirche.

Erneuerung der Strukturen

Das Seminar sollte nicht in theoretischen Erwägungen steckenbleiben, sondern zu Aktionsprogrammen führen. Jeder Werkkreis hatte seine eigenen Ergebnisse und Beschlüsse. Um

die Ausführung zu sichern wurde in vielen Fällen die Wahl eines Komitees oder die Errichtung einer Institution vorgeschlagen. Es wird sich zeigen, was davon verwirklicht werden kann. So viel aber war allen klar, daß die Verantwortung für das kirchliche Leben auf eine viel breitere Basis verteilt werden muß. Sammelpunkt aller kirchlichen Organisationen sollte der Pastoralrat sein (Pastoral Council): in der Pfarrei und der Diözese, auf regionaler und nationaler Ebene.

► Auf nationaler Ebene gab es bisher die Bischofskonferenz. Das Seminar wünschte, daß sie in ihrer Arbeit durch eine Gesamtvertretung der Kirche beraten und ergänzt werden sollte. Unmittelbar wurde vom Seminar ein Ausführungskomitee gewählt, bestehend aus fünf Bischöfen, sieben Priestern und Brüdern, drei Ordensschwestern und zehn Laien – durch Ernennung wurden noch einige Namen hinzugefügt. Es war der Wunsch des Seminars, daß sich dieses Komitee zu einem nationalen Pastoralrat entwickeln solle.

► Der vom Konzil gewünschte Pastoralrat in den Diözesen wurde vom Seminar dringend verlangt. Die Organisationen und Institutionen sollen darin vertreten sein, so daß eine gemeinsame Orientierung möglich wird. Ein Diözesanrat kann freilich nur dann organisch aufgebaut werden, wenn schon auf der Pfarrebene die pastoral bedeutsamen Kräfte zu gemeinsamer Beratung zusammengefaßt werden.

► Zwischen dem nationalen und diözesanen Pastoralrat braucht die indische Kirche noch die regionale Zwischenstufe, eben wegen der großen sprachlichen und kulturellen Verschiedenheit des Subkontinents. Auch in der revidierten Verfassung der indischen Bischofskonferenz wurde eine föderalistische Aufgliederung in regionale Gruppen eingeführt. Diese gestuften Grundstrukturen sollten den organisatorischen Rahmen für die indische Kirche abgeben.

Erneuerung im Geist

Solche Strukturen sind aber nur der Rahmen, in dem sich die eigentliche Erneuerung vollziehen soll. Das Seminar war sich wohl bewußt, daß das Grundübel der indischen Kirche in der mangelnden Ausbildung aller Christen besteht. Mit «allen Christen» sind Klerus, Religiösen und Laien gemeint, und unter Ausbildung verstand das Seminar nicht nur intellektuelle und praktische Unterweisung, sondern in einem viel weiteren und tieferen Sinn: Einführung in das Wesen der christlichen Berufung und Sendung. Die Beschlüsse des Seminars für eine innere Erneuerung sind radikal. Ein Bildungsprogramm für die ganze Kirche Indiens ist vorgesehen, dessen Ausführung enorme Anstrengungen verlangen wird.

Bei diesem Programm der Erneuerung geht es gar nicht nur um lehrhafte Bildung, sondern um die Ausprägung authentisch christlichen Lebens für Indien. Es gab natürlich viele Kreise, die von der hohen Qualität des christlichen Lebens in unseren Gemeinden überzeugt waren und sich gegen eine Kritik wehrten. Um eine gewisse Basis für die rechte Einschätzung zu gewinnen, wurden an verschiedenen Orten Rundfragen veranstaltet, bei Christen und Nichtchristen, die zu recht bedeutsamen Ergebnissen führten.

In Bombay z. B. kam bei einer der vorbereitenden Tagungen die Frage auf, wie denn die Kirche in den Augen der Hindus aussehe. Die Rundfrage, die veranstaltet wurde, mußte etwas zu schnell durchgeführt werden und konnte natürlich nur Stichproben ergeben. Immerhin vermitteln die über 200 Antworten, die aus sehr verschiedenen Kreisen stammen, ein recht übereinstimmendes Bild: Man schätzt an der katholischen Kirche die Erziehungsanstalten, die sozialen Institutionen, das Organisationstalent, aber weitaus die Mehrzahl sieht in ihr nicht die spirituelle Botschaft. Man weiß, daß Christen regelmäßig zur Kirche gehen, aber sie tun es mehr aus Pflichtgefühl oder aus Routine. In ihrem Benehmen erscheinen sie weltlich und vergnügungssüchtig. Das Verhalten zu anderen Religionen wird von der Mehrzahl als engstirnig bezeichnet, eine Getto-Haltung, die von den Werten der andern wenig weiß. Die meisten wünschten, daß die Christen mehr indisch seien, mehr interessiert an den großen Anliegen des Landes.

Solche Antworten müssen natürlich mit Diskretion gelesen werden. Vom inneren Leben der Kirche wissen viele Außenstehende wenig. Trotzdem mußten solche Ergebnisse zu einer ernstlichen Gewissenserforschung führen und schließlich eben zu den Forderungen des Seminars: Unsere Zeit verlangt ein vertieftes Christentum; das Familiengebet muß mehr sein als Routine, es soll aus der Schrift genährt werden; die liturgische Erneuerung darf sich nicht auf äußere Teilnahme am Gottesdienst beschränken, sondern muß ins Glaubensgeheimnis hineinführen. Es wurde als besonderer Mangel empfunden, daß in Indien, diesem Land uralter monastischer Traditionen, kein christliches Mönchtum gewachsen ist und daß sich erst heute die ersten Anfänge entwickeln. «Sofortige Schritte sollen unternommen werden zur Förderung eines authentischen Mönchtums im Einklang mit dem geistlichen Erbe Indiens» usw.

Europäische oder indische Kirche?

Oft genug hat man vom allzuwestlichen Gewand der Kirche in Indien gesprochen, besonders in den Großstädten. Der Vorwurf aber gilt ganz allgemein, auch da, wo man indische Sprachen spricht und einheimische Kleider trägt. Die Kirche ist eben nicht im Land gewachsen, sondern mit ihren Strukturen und Denkkategorien aus dem Westen gekommen. Es ist klar, daß sich das Seminar die «Indisierung» sehr angelegen sein ließ. Für die Liturgie sind endlich die nötigen Erlaubnisse aus Rom eingetroffen – wir kommen später noch darauf zurück –, aber noch wichtiger vielleicht ist die bewußte Annahme der spirituellen und kulturellen Werte, die in Indien beheimatet sind und sich in der Kirche voll entfalten sollten. Die Verbundenheit mit der Kultur des Landes aber ist nur eine Voraussetzung für die Erfüllung der eigentlichen Sendung der Kirche. Die Kirche gehört den Völkern. Wo die Kirche eine kleine Minorität darstellt, ist sie immer in Gefahr, sich in eine Defensivhaltung drängen zu lassen, für sich selber zu planen und die eigenen Positionen auszubauen. Die Kirche kann sich nur dadurch retten, indem sie ihre Sendung für die Welt erfüllt. Das Seminar war erfüllt von dieser Überzeugung:

«Wir haben gewiß auf manchen Gebieten viel zum Fortschritt des Landes beigetragen, z. B. in Erziehung und im Sozialdienst, aber wir sind uns schmerzlich bewußt, daß wir uns zu oft vom Strom des nationalen Lebens ferngehalten haben. Wir haben uns auf unsere eigenen engen Interessen beschränkt ... Ein neuer Geist muß uns beseelen, offen für alle menschlichen Werte, für alles, das gut und vornehm ist in unserem Volk, unserer Geschichte und Tradition und in unserer eigenen Zeit ... Unsere Gemeinden müssen beseelt sein von den Werten, die in unserer Zeit so viel gelten: Freiheit, Aufrichtigkeit, Achtung vor der menschlichen Person, Dialog und Teilnahme, so daß wir Christen besser geeignet sind, mit allen andern am Fortschritt unseres Volkes zu arbeiten.»

Die vielen Sphären, in denen die Kirche ihre Sendung erfüllen muß, wurden in den Werkkreisen behandelt – all das kann hier nicht dargestellt werden. Nur einige Hauptprobleme seien kurz genannt.

In der Mitte der Diskussion stand die eigentliche Sendung der Kirche, die Heilsbotschaft zu verkünden. Ein viel stärkerer Einsatz der ganzen Kirche, namentlich der Laienwelt, wurde verlangt. Zugleich aber wurde der Dialog mit den andern Religionen sehr betont. Man hat hier gute Früchte aus den oft harten Kontroversen vergangener Jahre geerntet. In den theologischen Grundlagen konnte man sich auf gute Texte einigen; das war ein großer Fortschritt.

Entwicklungshilfe und sozialer Aufbau spielen in einem Land wie Indien natürlich eine sehr große Rolle. Viele Aktionen sind im Gang, aber die Gesamtheit der Christen ist zu wenig in diesen entscheidenden Aufgaben engagiert. Man hat klar anerkannt, daß in die Gesamtsendung der Kirche, die doch den ganzen Menschen suchen und zur Freiheit führen soll, ökonomischer Aufbau eingeschlossen ist (ganz im Sinne von Ad gentes 12). Aber viel diskutiert wurde die Frage, wie weit Laien solche Arbeiten übernehmen, während Priester sich

pastoralen und spirituellen Aufgaben widmen sollten. Hier ging es nicht nur um praktische Fragen, ob zum Beispiel in einer bestimmten Gegend Laien da sind, die solche Arbeiten tun können, sondern auch um das tiefere theologische Verständnis der Stellung des Priesters in der Kirche und seiner spezifischen Aufgabe.

Viel wurde natürlich auch über Erziehungsfragen gehandelt, die ja in der indischen Kirche eine so große Rolle spielen. Hier ist der Beitrag der Kirche wirklich sehr bedeutend. Es wurde aber dringend gewünscht, daß die Kirche in der heutigen Erziehungskrise nicht nur innerhalb des gegebenen Systems mitarbeite, sondern Pionierarbeit leiste und Wege moderner Erziehung suche. Auch wurde die Mitverantwortung aller Lehrkräfte an den kirchlichen Institutionen dringend verlangt. Unsicherheit gab es vor allem immer noch in der Frage des eigentlichen Erziehungsziels, vor allem wo es sich um nicht-christliche Schüler handelt. Die Schule ist nicht ein Mittel, Konvertiten zu machen; sie ist aber auch nicht eine Anstalt für bloß intellektuelles Training. Sie soll junge Menschen zu physischer, intellektueller, kultureller, moralischer und spiritueller Reife erziehen. Solche Fragen aber waren noch lange nicht allen klar. Es ist seltsam, daß sich die indische Kirche so lange Zeit mit solcher Intensität den Erziehungsaufgaben gewidmet hat, ohne sich eigentlich über die theologischen Grundlagen dieser Arbeit Rechenschaft zu geben. Sicher muß sich die Theologie in Indien (und vielleicht auch anderswo) viel mehr auf die Konkretheit des Lebens und der Sendung der Kirche einlassen.

Es gibt Gebiete, in denen die Gegenwart der Kirche viel zu gering ist. Dazu gehört etwa das politische Leben. Gewiß, es ist nicht Sache der institutionellen Kirche, Politik zu treiben, aber die Christen müssen viel intensiver am zivilen und politischen Leben teilnehmen, wo doch lebenswichtige Fragen der ganzen Nation entschieden werden. Auch von der Arbeiterwelt in den Großstädten und in den jungen Industriezentren ist die Kirche zu sehr getrennt, so daß die Gefahr besteht, den Kontakt mit dieser stets wachsenden Macht zu verlieren, wie es ja auch in Europa im letzten Jahrhundert geschehen ist.

Die Rivalität der Riten

Die Einheit innerhalb der Kirche war eines der Anliegen, die in der Vorbereitung des Seminars eine große Rolle spielten. Regionale, kulturelle, soziale Unterschiede zwischen verschiedenen Gemeinden sind sehr groß. Engere Zusammenarbeit und besseres Verständnis zwischen allen Ständen der Kirche sind notwendig. Die dunkelste Wolke über der Kirche Indiens aber ist die Spaltung in die drei Riten: lateinisch, syro-malabarisch und syro-malankarisch.

In Kerala überschneiden sich die Jurisdiktionen der drei Riten. Das Problem existiert aber auch im übrigen Indien. Viele syrische Christen leben in andern Teilen Indiens unter lateinischer Jurisdiktion, und die syrischen Bischöfe wünschten sie in eigenen Pfarreien mit personaler, syrischer Jurisdiktion zusammenzufassen. Davon aber wollen die lateinischen Bischöfe nichts wissen, weil Indien genug traurige Erfahrung über die Mißstände hat, die sich aus doppelter Jurisdiktion im gleichen Territorium ergeben. Syrische Christen haben auch den berechtigten Wunsch, als Priester oder Religiösen in andern Teilen Indiens arbeiten zu können, ohne gezwungen zu sein, ihren Ritus zu wechseln.

Als das Seminar näherrückte, schien die Lage verwickelter als je zuvor. Die syrischen Bischöfe hatten auf einer Konferenz ihre Wünsche neu formuliert. Als Antwort schrieb Erzbischof *Eugen D'Souza* einen langen Brief an Erzbischof *Parekattil* (gerade bevor dieser Kardinal wurde): er versicherte ihm jeden Entgegenkommens, verwahrte sich aber gegen doppelte (oder dreifache) Jurisdiktion. Die Frage ist mehr als ein juristisches Problem. Sie ist von jahrhundertealten Spannungen und gegenseitigen Vorwürfen belastet. Wenn so eine Bombe im Seminar platzte, konnte sie die ganze Arbeit gefährden.

Es ist sicher einer der greifbarsten Erfolge des Seminars, daß in dieser Frage eine Lösung eingeleitet wurde. Die Führer der

drei Riten fanden ein Abkommen, das vom ganzen Seminar einmütig angenommen wurde. Die Syrier sollen in Nordindien Territorien erhalten, in denen sie unter eigener Jurisdiktion arbeiten können (solche «Exarchate» existieren schon in Chanda, Sagar, Satna und Ujjain, aber es werden noch weitere dazukommen). Den syrischen Christen in lateinischen Territorien wird Gottesdienst in ihrem eigenen Ritus garantiert, aber unter der Jurisdiktion der lateinischen Bischöfe. Um solche Gottesdienste im syrischen Ritus halten zu können, sollen Priester in Nordindien die Erlaubnis erhalten, die Liturgie in den syrischen Riten zu feiern. Das Abkommen bedeutet also, daß die syrischen Bischöfe die pastorale Sorge für syrische Christen den lateinischen Bischöfen anvertrauen, daß sie aber auch ihre eigenen Territorien haben. So ist volle Gleichheit hergestellt: In syrischen Territorien werden alle Gottesdienste, syrisch oder lateinisch, unter Jurisdiktion der syrischen Ordinarien gehalten, in den lateinischen Territorien unter den lateinischen.

Zwei juristische Prinzipien sind hier entwickelt: 1. Die Betonung der territorialen Jurisdiktion, 2. die Lockerung des Bandes zwischen Jurisdiktion und Ritus. Beide mögen für die Zukunft der indischen Kirche Bedeutung haben. Die Einheit der Jurisdiktion in einem Territorium ist nicht nur praktisch wichtig, sondern sollte der sichtbare Ausdruck des einen Gottesvolkes sein, mit seiner gemeinsamen Berufung und Sendung. Das Verlangen nach einer solchen Einheit ist in den letzten Jahren immer mehr gewachsen, namentlich unter den syrischen Christen. Sie sollen doch nicht in der indischen Kirche als Sondergemeinde neben den lateinischen Christen ihr Eigendasein führen, ihre eigenen Institutionen bauen usw. Umgekehrt aber soll die Einheit des Gottesvolkes nicht Gleichförmigkeit bedeuten. Der Reichtum der syrischen Riten soll erhalten bleiben, nicht als trennende Kraft, sondern als Ausdruck der Fülle des Geheimnisses Christi. Die drei Riten zusammen enthalten ein reiches Erbe christlicher Tradition für die indische Kirche.

Aber die Riten sollen nicht in ihren traditionellen Formen erstarren. Alle drei sollen sich den heutigen Verhältnissen und der indischen Umgebung anpassen. Manche Versuche in dieser Richtung wurden in den letzten Jahren unternommen und diskutiert. Mit der Genehmigung ziemlich weitgehender Wünsche durch Rom ist nun eine freiere Entwicklung des lateinischen Ritus möglich geworden; ähnliche Anpassungen wurden auch in den syrischen Riten angebahnt. All das wurde praktisch in Bangalore schon eingeübt in den großen, konzelebrierten Gottesdiensten des Seminars. So ist also die Liturgie in Indien in Fluß gekommen. Man wird es unter diesen Umständen begrüßen, daß im Seminar die Einführung eines neuen indischen Ritus abgelehnt wurde – es würde dann ein neuer Ritus neben den andern entstehen, wodurch wahrscheinlich die andern in ihrer Tradition erstarren würden. Vielmehr wurde gewünscht, daß sich alle drei Riten mehr an die indische Welt anpassen. Man wird sich auf diese Weise näherkommen, nicht durch Dekrete, sondern durch die gemeinsame Sendung in der gleichen Umwelt. So ist auch die Kontinuität von Tradition und Erneuerung gesichert. Durch die Mehrheit der Riten unter der gleichen Jurisdiktion wird vielleicht auch eine größere Freiheit in der Gottesdienstgestaltung angebahnt, die in Indien oft nötig ist. Ein Gottesdienst in der Kathedrale von Bombay ist anders zu gestalten als die Messe in einer Dorfhütte, und doch finden beide in der gleichen Diözese statt.

Auf dem Papier also sieht das Abkommen in Bangalore nur wie ein juristischer Kompromiß aus. Das Klima aber, in dem es entstand, war voll enthusiastischer Hoffnung – es war an der Pfingstvigil, und die Prinzipien, die es enthält, sind wie Saatkörner, die viel Frucht hervorbringen könnten.

Alle fragen, was nun geschehen werde. Das Ausführungskomitee hat eine große Aufgabe vor sich, wenn es alle Beschlüsse ordnen und die Ausführung in die rechten Bahnen lenken soll. Wichtiger aber als organisatorische Maßnahmen ist die neue Orientierung, die in Bangalore stattgefunden hat. Die Kirche hat tiefer verstanden, daß sie dem heutigen Indien gehört und in dieser Welt von heute die christliche Botschaft leben und verkünden soll.

Prof. Josef Neuner SJ, Poona

Berichtigung: Der Artikel «Die Christen und der Krieg in Vietnam» ist nicht von Dr. *Gottfried Erb* verfaßt, sondern von dessen Gattin *Dietgard Erb*, die auch zusammen mit *Heinz Theo Risse* die Endredaktion des 2. Bensberger Memorandums besorgt hat. Wir bitten, unser Mißverständnis zu entschuldigen!

... wir brauchen nur Ihre Anschrift

und Sie erhalten kostenlos 6 Monate lang unsere Informationen über Gelegenheitskäufe von Büchern (alle Wissensgebiete) aus Restauflagen (Modernes Antiquariat).

Bücher-Kompaß, 69 Heidelberg-Wieblingen (Abt. 65)

Bewußter glauben durch Bildung

Katholischer Glaubenskurs

2 Jahre Einführung und Vertiefung in die Schriften des Alten und Neuen Testaments für Personen mit abgeschlossener Volksschule.

Abendkurse in Zürich, St. Gallen und Aarau, evtl. Regionalkurse in Sargans, Disentis, Chur und **Fernkurs**.

Beginn des 8. Kurses
1969/71: Oktober 1969

Theologische Kurse für Laien

8 Semester (4 Jahre) systematische Theologie für Personen mit Matura, Lehrpatent oder eidg. Handelsdiplom.

Abendkurse in Zürich und Basel oder an einem andern Ort und **Fernkurs**.

Beginn des 8. Kurses
1970/74: Oktober 1970 (evtl. Zwischeneinstieg Oktober 1969).

Prospekte und Auskünfte: Sekretariat TKL/KGK, Neptunstrasse 38, 8032 Zürich, Tel. 051 47 96 86

Die heutige Nummer ist eine Doppelnummer 14/15. Die nächste Nummer 16 erscheint Ende August.

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Mario von Galli, Ladislaus Boros, Max Brändle, Albert Ebnetter, Ludwig Kaufmann, Joseph Renggli

Ständige Mitarbeiter: Georg Bürke, Wien; Jakob David, Dortmund/Zürich; Alfons Gommenginger, Zürich; Robert Hotz, Lyon/Zürich; Joseph Rudin, Zürich

Anschriften von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (051) 27 26 10

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842
Deutschland: Volksbank Mannheim, Postcheckamt Karlsruhe Kto.-Nr. 17525 (Vermerk «Orientierung»), Bankkto.-Nr. 12975) - Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Postcheck 60.675 (Vermerk «Orientierung» 26849) - Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065 «Orientierung»
C.E. Suisse No 20/78611 - Italien: c/c N. 1/18690 Pontificia Università Gregoriana, Deposito Libri, Piazza della Pilotta, Roma, «Orientierung» - Dänemark: P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg

Abonnementspreise: Ganzes Jahr: sFr. 17.- / DM 18.- / öS 100.- / FF 20.- / bFr. 210.- / dän.Kr. 28.- / Lire 2500.- / US \$ 5.-
Halbes Jahr: sFr. 9.- / DM 9,50 / öS 60.-
Gönner: sFr. 22.- / DM 23.- / öS 130.-
Studenten: jährlich sFr. 10.- / DM 10.- / öS 70.-
Einzelnummer: sFr. 1.- / DM 1.- / öS 6.-

Schönbrunner Werkwochen

Tailhard de Chardin

Kosmologie und Theologie der Schöpfung

Studienwoche für Priester
Studenten der Theologie
Absolventen der Theologischen Kurse für Laien
Theologisch interessierte Herren und Damen

Referent: Prof. Dr. Adolf Haas SJ
Berchmanskolleg Pullach bei München
P. A. Haas, Theologe und biologischer Forscher, einer der besten Kenner und Interpreten Teilhard de Chardins, gibt in diesem Kurs eine umfassende Einführung in dessen Gedankenwelt.

Themen: Teilhard de Chardin - Persönlichkeit und Weltanschauung
Der Gott der Zukunft: Schöpfung und Schöpfer bei Teilhard de Chardin
Teilhard de Chardins Weltsystem und Schöpfungstheologie nach der unveröffentlichten Schrift «Comment je vois»
Grenzfragen zwischen Schöpfungstheologie und Evolutionslehre
Wesen und Stellung des Menschen in einem evolutionen Weltbild

Termin: 25. August (19.00) bis 28. August (16.00)

Kosten: Pension Fr. 55.-
Kursgeld Fr. 20.-

Anmeldungen an die Direktion von Bad Schönbrunn, 6311 Edlibach
Telephon (042) 52 16 44

Ein Modell von Kirche?

Neuerscheinung

Eine Dokumentation zu den Vorgängen in der Amsterdamer Studentenpfarrei
27. 10. 1968 bis 2. 3. 1969

Herausgegeben von Lucien Roy und Forrest Ingram
Aus dem Englischen übertragen von Karl-Dieter Ulke
Aus dem Niederländischen übertragen von Hugo Zulauf
274 Seiten, Paperback
DM 12.-

Was geschah in Amsterdam? Worauf begründen sich die Ereignisse? Haben sie Bedeutung für die Gesamtkirche?

Patmos bringt dazu die aktuelle und sachgerechte Information. Wo immer in der Diskussion über die Geschehnisse Fragen offen blieben: dieses Buch gibt Antwort durch eine sachliche Chronik und die lückenlose Dokumentation aller Predigten, Briefe, Artikel, Schriftsätze und Stellungnahmen der Öffentlichkeit vom Oktober 1968 bis März 1969.

Ein Anhang zieht die Linien bis heute weiter. Der «Fall» eines Priesters, der seine Verlobung bekanntgibt und zugleich seine vollen priesterlichen Funktionen behalten will, weitet sich aus. Die Frage der Entkoppelung von Priesteramt und Zölibat wird zur Grundfrage nach dem Verhältnis von Freiheit und Autorität, von Kirche und Einheit. Das Buch ist wichtig für jeden, dem das Schicksal der Kirche in unserer Zeit nicht gleichgültig ist.

Patmos

Patmos-Verlag Düsseldorf